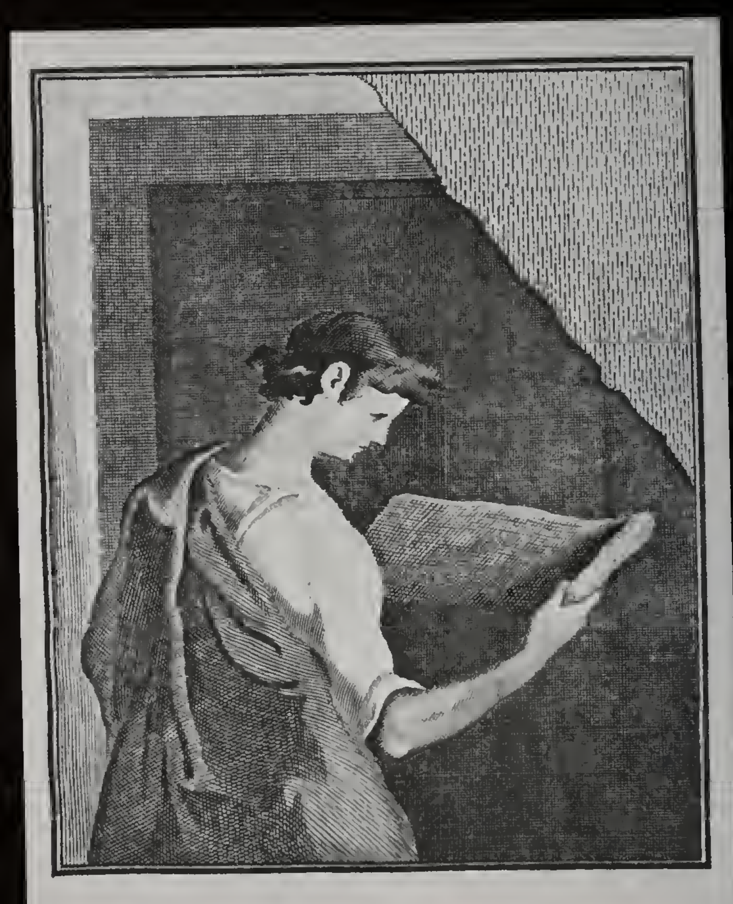
Der Alte Orient

Fünfter Jahrgang

Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903



Der

Alte Orient

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft

Fünfter Jahrgang



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung

Die alten Ägypter
als
Krieger und Eroberer in Asien

Von

Dr. W. Max Müller
Professor am R. E. Seminar, Philadelphia

Mit 7 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

5. Jahrgang, Heft 1.

Als die griechischen Touristen und Gelehrten staunend durch die riesenhaften Tempel und Paläste Ägyptens wanderten, zogen mächtige Darstellungen von Siegen und Triumphen der alten Pharaonen ihre besondere Aufmerksamkeit auf sich und veranlaßten sie, nach den Namen jener Heldenkönige und ihren kriegerischen Leistungen sich eifrig zu erkundigen. Da erfuhren sie denn von ihren ägyptischen Gewährsmännern gar gewaltige Taten. Besonders von dem sagenumflochtenen König Sesostris berichtete man, daß er alle Eroberer des Altertums in den Schatten gestellt habe, und bei jedem Griechen, der die Ägypter nach diesem großen Helden ausfragte, schwollen seine Leistungen weiter an. Herodot, der Darius als den größten Eroberer kannte, erfuhr (oder glaubte zu erfahren), Sesostris habe noch etwas mehr als Darius geleistet, nämlich die sogenannten Scythen an der unteren Donau, gegen die der Perserkönig bekanntlich mit geringem Erfolg gezogen war, vollständig unterworfen. Die späteren Schriftsteller, welche auf Alexander den Großen zurückblickten, hörten natürlich, die ägyptischen Heere hätten auch die macedonischen übertroffen. Alexander hatte im Flußgebiet des Indus umkehren müssen, der große Ägypter sei aber noch über den Ganges, ja bis zum Ende Indiens, vorgedrungen. Dazu hat die Phantasie der Griechen noch mehr hinzugefügt. Bis nach Indien reichende Eroberungen werden auch einem anderen Helden, dem Tearkos aus der äthiopischen Dynastie des 7. Jahrhunderts v. Chr., von Megasthenes angedichtet. Bei Strabo kommen dazu noch entsprechende Großthaten im Westen: Tearkos habe die ganze Welt bis an die Säulen des Herkules sich unterworfen. Man sieht, als Muster seines Riesenreiches diente bei Strabo oder seinen Gewährsmännern im Westen das römische Reich.[1] Wäre Amerika den Alten schon

1) Vgl. die Belege aus den klassischen Schriftstellern bei Wiedemann, Ägyptische Geschichte, S. 429, 593. Es sei hier schon bemerkt, daß bei dem von den Assyrern jämmerlich besiegten Taharko-Tearkos die Legende speziell unbegreiflich ist.

bekannt gewesen, es wäre zweifellos ebenfalls in die Liste ägyptischer Eroberungen gekommen.

Ungeheuerliche, chauvinistische Prahlsucht der Ägypter daraus zu schließen, ist nicht ganz gerecht. Das würde mehr kriegerischen Sinn voraussetzen, als sie besaßen. Die Priester der Spätzeit haben einmal von den in den alten Prunkinschriften erwähnten Länder- und Völkernamen sehr wenig mehr verstanden und sie unrichtig mit Namen des in der Perser-, Griechen- oder Römerzeit wesentlich erweiterten, geographischen Gesichtskreises identifiziert. So konnte denn in den bei den Ägyptern zu allen Zeiten sehr beliebten historischen Romanen (oder besser Märchen mit ein paar historischen Namen als Staffage), die ja ursprünglich keine Geschichte sein wollten (obwohl sie schließlich wie alles Derartige bei den späteren Lesern zum historischen Dokument wurden), die poetische Freiheit manchem alten König mehr Ruhm andichten, als selbst dessen kühnster Hofpoet erdacht hätte. Außerordentlich viel bei jenen Übertreibungen fällt aber weiterhin doch wohl der üppigen griechischen Phantasie zur Last. Viele der Übertreibungen lassen sich dann wohl aus einem noch heute giltigen Gesetz fremdenführender, orientalischer Höflichkeit erklären. Wenn der wißbegierige Fremdling, der sich so lebhaft für einen alten König interessierte, dem Dolmetscher oder Priester eine Reihe von ihm bekannten Ländern aufzählte und bei jedem fragte: ist er auch bis dahin gekommen? hat er auch das Volk unterworfen? — so schien es ratsam und höflich, Ja zu antworten. Um so dankbarer war der Fremde, gerade wie der moderne Orientreisende gewöhnlichen Schlags das Trinkgeld für den „Dragoman" um so reichlicher bemißt, je erstaunlichere und interessantere „Tatsachen" ihm dieser mitteilt. Diese Sucht, den trinkgeldspendenden Fremdling zufrieden zu stellen, hat z. B. ihre deutlichen Spuren bei Herodot hinterlassen. Seine Führer berichteten ihm von ganz beträchtlichen ägyptischen Eroberungen in Osteuropa (oder ließen ihn daran glauben, s. o.), für die er besonderes Interesse hatte, aber Griechenland selbst wagten sie nicht in den Bereich dieser Eroberungen zu ziehen. Der Fremde hätte das in nationalem Stolz übel nehmen können!

Indessen mußten die modernen Gelehrten alle diese trügerischen Angaben als Wahrheit hinnehmen, so lange ihnen deren inschriftliche Nachprüfung nicht möglich war. Die ersten Pioniere der Ägyptologie glaubten, auf den von ihnen unvollkommen verstandenen Denkmälern die volle Bestätigung zu finden, ja sogar über Herodots

und Diodors Berichte hinausgehen zu können. Sie fanden ja auf den Tempelmauern siegreiche Kämpfe mit blauäugigen und blondhaarigen Barbaren (Libyern!) abgebildet, bei denen der nicht Hieroglyphenkundige natürlich zuerst immer an Germanen, Kelten und ähnliche Nordeuropäer denken mußte. Andere besiegte Stämme werden ähnlich abgebildet, als rein kaukasische Typen, aber in seltsamer Tracht, mit Federkronen auf dem Kopfe. Champollion und seine Zeitgenossen durften recht wohl bei diesen an indische Völkerschaften arischer Abkunft denken — in Wahrheit waren mit jenen abgebildeten Feinden kleinasiatische Seeräuber gemeint. Wieder andere Völker schienen in der Tracht und dem ethnologischen Typus entfernt an turanische Stämme zu erinnern, und die älteren Ägyptologen dachten darum, daß der Schauplatz des Kampfes gegen sie in Baktrien oder noch nördlicher zu suchen sein müsse, während wir jetzt wissen, daß der Krieg gegen jene fremdartig aussehenden Feinde (die Chetiter oder Hethiter, vgl. der Alte Orient IV, 1) nicht allzuweit von der Nordgrenze Palästinas sich abspielte. Man versteht aber, wie die Bilder allein den Betrachter täuschen mußten. Noch ein anderer Trugschluß entsprang den unverstandenen Denkmälern. Genau wie die Griechen schlossen die älteren Orientalisten von der Menge der Schlachtenbilder an den Tempelwänden auf die Menge und Bedeutung der Siege der einzelnen Könige. Es läßt sich leicht an alten und modernen Analogien zeigen, daß die Denkmäler eines Herrschers nicht immer einen Maßstab für seine kriegerischen oder friedlichen Verdienste bilden. Gerade wie wir es bei römischen Kaisern u. s. w. beobachten können, die Ruhm bei den Zeitgenossen und der Nachwelt mit geradezu schwindelhaften Mitteln künstlich zu schaffen suchten, hat so mancher ägyptische König ein unbedeutendes Gefecht an der Grenze oder die Bestrafung eines ungehorsamen Städtchens mehr aufgebauscht und bildlich verherrlicht, als mancher tüchtige Feldherr einen bedeutenden Krieg. Die Griechen scheinen durch die zahlreichen Abbildungen einer und derselben ziemlich unbedeutenden Schlacht (der Ramses II. bei Kadesch s. u.) am meisten zu ihren Sesostrislegenden angeregt worden zu sein. So ist denn jener Schluß aus den Denkmälern unzulässig für die einzelnen Könige wie für das Volk der Ägypter im allgemeinen.

Je mehr die Hieroglypheninschriften dem Verständnis erschlossen wurden, um so mehr verengerte sich der Kreis, auf dem man die ägyptischen Heere kämpfend und erobernd sich bewegen sah. Lange Zeit hindurch ließen die Gelehrten sich dadurch täuschen, daß auf

Prunkinschriften alle überhaupt den alten Ägyptern bekannten Länder als „unter den Füßen Pharaos liegend, vor ihm sich beugend“ u. s. w. angeführt oder gar abgebildet zu werden pflegen. Z. B. Assyrien erscheint ziemlich regelmäßig auf solchen Prunkinschriften seit dem 16. Jahrhundert v. Chr., obwohl niemals ein ägyptisches Heer bis in sein Gebiet vorgedrungen ist, und überhaupt jenes zuerst sehr unbedeutende und deshalb noch weit entfernte Königreich vor dem 8. Jahrhundert v. Chr. (oder noch später) nie in feindliche Beziehungen zu Ägypten trat. Es ist ebenso falsch, dergleichen Angaben im modernen Sinn wörtlich zu nehmen, als daraus die ruhmredige Verlogenheit der Pharaonen zu folgern. Solche Behauptungen, die, wohlgemerkt, stets nur in Inschriften allgemeinster Art, an den Außenwänden der Tempel zum Besten der großen Menge angebracht, vorkommen, besagen, in moderne Ausdrucksweise übersetzt, recht wenig. Man dünkte sich vollkommen berechtigt, von einem fremden Herrscher zu sagen, daß er sich ehrfurchtsvoll „vor dem gewaltigen Geist Pharaos beugte“, daß er „Gaben vor ihn brachte, ihn zu besänftigen und sich mit Zittern von dem guten Gott (d. h. dem König) den Lebenshauch erbat“ 2c., wenn er mit Ägypten in diplomatischem, natürlich stets von Geschenkeaustausch begleiteten, Verkehr stand. Da aber ein solcher Verkehr bis nach Babylonien, vermutlich sogar auch nach Elam, Armenien, Kleinasien und Griechenland hin, ziemlich regelmäßig stattfand,[1] so glaubten die Pharaonen sich berechtigt, fast ganz Vorderasien als „zu ihren Füßen liegend“ anzugeben. Wenn aber ein Land unhöflicher Weise keine „Boten schickte vor den Pharao, sein Wohlwollen zu erbitten“, so genügte doch wenigstens die Tatsache, daß es kein Heer feindlich nach Ägypten brachte, um daraus zu schließen, daß „die Furcht vor Pharao in seinem Herzen weilte und seine Glieder vor ihm bebten“. Kurzum, auf die eine oder andere Weise konnte der loyale Schreiber immer beweisen, daß der Einfluß Ägyptens in fast der ganzen bekannten Welt zu fühlen sei und sie beherrsche, ohne daß wir, wie gesagt, darin mehr zu sehen brauchen als die moderne Zeitungsphrase: im Konzert der Nationen nimmt das Land Ägypten eine geachtete Stellung ein. Ein Fall, daß ein ägyptischer König sich ausdrücklich und bewußter Weise Feldzüge und Eroberungen lügnerisch zuschrieb, läßt sich wirklich nicht nachweisen. Die Steinmetzen und Tempelschreiber haben öfter manche alte Prunkinschrift gedankenlos

1) Vgl. die Amarnatafeln (Der Alte Orient, I, Heft 2).

kopiert und so Ruhmestitel eines Königs auf einen anderen übertragen. Das scheint aber meist geistige Faulheit,[1] kein bewußter Betrug, und kommt dazu nur in Prunkinschriften vor, die nicht allzu ernst genommen zu werden brauchen, s. o.

Mit moderner philologischer Kenntnis und Kritik läßt sich also feststellen, daß Ägypten, soweit unsere Kenntnis reicht, nie einen Alexander oder auch nur einen Sieger wie die größten assyrischen Könige es waren, hervorgebracht hat. Wir dürfen aber sogar getrost annehmen, daß auch in der Vorzeit es sich nie eines solchen rühmen konnte. Die Ägypter bilden einen der merkwürdigsten Belege dafür, daß manche Völker mehrfach Herrscher, Religion, ja sogar die Sprache wechseln können und dabei doch stets denselben Charakter durch alle Jahrtausende beibehalten. Der ägyptische Bauer trägt heutzutage den Turban, schwört beim Propheten Muhammed und glaubt, von einst aus Arabien eingewanderten Vorfahren abzustammen, aber er lebt und arbeitet im übrigen genau so wie seine Vorväter vor 5000 Jahren, und auch sein Denken weicht von dem der armen Bauern, welche die Steine zum Bau der Cheopspyramide schleppen mußten, nicht viel ab.[2] Zu den am treusten bewahrten Charakterzügen gehört aber der gänzliche Mangel an kriegerischem Geist. Der Fellache läßt sich leicht zu einem ausgezeichneten Paradesoldaten abrichten, im Krieg aber schlägt er sich trotz seiner großen und starken Glieder und trotz aller Peitschenhiebe ganz erbärmlich.

So finden wir es zu allen Zeiten.[3] Ägyptische Herrscher haben manchmal militärische Erfolge erzielt, aber stets mit nichtägyptischen Truppen. Albanesen und Neger haben in diesem Jahrhundert die ägyptischen Fahnen zu Ehren gebracht, Türken, Kurden und Tscherkessen im Mittelalter, Griechen unter den Ptolemäern, Karer, Griechen u. s. w. unter den letzten nationalen ägyptischen Dynastien, und so weit wir auch zurückgreifen, überall finden wir fremde Soldtruppen mindestens als Rückgrat des ägyptischen Heeres. In der

---

1) In dieser Beziehung haben die ägyptischen Schreiber und Bildhauer sehr Schlimmes geleistet. Dazu bedenke man aber, daß das Altertum überhaupt den Begriff des „geistigen Eigentums" kaum kannte, so daß solche Fälle von geistigem Diebstahl auch nicht ins Gebiet des Betruges fallen.

2) Vgl. Wiedemann in: Der Alte Orient III, H. 4, S. 32.

3) Diese Tatsache in voller Schärfe ausgesprochen zu haben, ist das Verdienst A. Erman's (Ägypten II, 687). Schon Strabo hatte das vortrefflich festgestellt und spöttisch ausgeführt, daß ein paar hundert römische Soldaten in seiner Zeit das große, dichtbevölkerte Land im Zaum hielten.

Pyramidenzeit waren die kriegerischen Negerstämme Nubiens unentbehrlich, und die halbnubischen Markgrafen von Elephantine, welche die Anwerbungen der schwarzen Bogenschützen vermittelten, scheinen den Erfolg aller auswärtigen und inneren Kriege in etwas bedenklicher Weise in der Hand gehabt zu haben. In noch älterer Zeit reichte das Gebiet, in dem nubische Sprache und Sitte herrschte, ein gutes Stück nördlicher, und es scheint, als wäre die älteste Hauptstadt Oberägyptens, nahe bei dem modernen El-Kab, noch auf dem Gebiete gelegen, aus dem das Söldnerheer sich rekrutierte,



Abb. 1. Schwarzer Bogenschütze aus dem 20. Jahrhundert v. Chr.[1]

so daß schon die Zeit vor Menes eigentlich mehr oder weniger eine Periode nubischer Herrschaft gewesen wäre. Allmählich wurden diese Grenzlandschaften ägyptisiert und deshalb südlichere Gegenden Nubiens zur Lieferung von Söldnern herangezogen. Schwarze Regimenter fehlten überhaupt in keiner Stufe der ägyptischen Geschichte. In den inneren Kämpfen des mittleren Reiches (um 2000 v. Chr.) sehen wir dann asiatische, wahrscheinlich den Beduinenstämmen Nordwest-

1) Aus einem Grab von Beni-Hasan. Dieser angesichts der Feinde einen Kriegstanz ausführende und seine Pfeile mit Feuersteinspitzen drohend schwingende Barbar entstammte wohl dem kriegerischen Stamm der Mazai am unteren blauen Nil, der später regelmäßig die Truppen für die Polizei lieferte, sodaß Mazai die Bedeutung „Polizist" erhielt und bis ins Koptische (matoi „Soldat") behauptete.

arabiens entnommene Söldner auftreten, in größerem Maßstab in der Zeit der größten auswärtigen Kriegsunternehmungen, in dem nach 1600 v. Chr. beginnenden „neuen Reiche". In dieser sogenannten Heldenzeit Ägyptens tauchen zwei weitere Elemente unter den Soldtruppen auf, die später weit wichtiger werden: die ersten Europäer und die Libyer. Bald entwickelt sich eine starke Konkurrenz zwischen diesen zwei Elementen. Etwas nach 1200 v. Chr. gewinnen die Libyer so die Oberhand, daß ihre Generäle („die Obersten der Maschawascha") die Thronfolge regeln und später selbst den Thron besteigen können. Libysche Besatzungen füllen Ägypten; sie werden angesiedelt, indem man den Soldaten mit einem Erbacker belehnt, der den ältesten Sohn der Familie als Nutznießer zum Kriegsdienst verpflichtet,[1] so entsteht der ägyptische Kriegerstand (von dem die Griechen sich eine sehr irrige Anschauung machten, und den moderne Gelehrte darum irrtümlich mit den indischen Kriegerkasten verglichen). Es ist dies die zahlreiche Kriegerklasse, welche Ägypten ein besseres Heer sicherte, als es vordem besaß und ihm erlaubte, sich gegen die mächtigen Assyrer lange seine Selbstständigkeit zu bewahren und die assyrische Herrschaft Assurbanipals nach wenigen Jahren abzuschütteln. Die libyschen Offiziere bildeten seit langer Zeit einen Adel und regierten als Gouverneure, zeitweilig auch, wenn die Zentralisation der Regierung einmal nachließ, als unabhängige Gaufürsten in den Hauptstädten der Provinzen. Allmählich mußten die Könige doch wieder europäische und kleinasiatische Truppen in größerer Anzahl heranziehen, woraus sich gewaltige Konflikte mit den in ihren Rechten gekränkten, angeblich „ägyptischen" Truppen ergaben. Dieselben fühlten sich noch immer, durch ihre Organisation in ihrer Nationalität geschützt, als Nichtägypter. Die Perser ließen nach der Eroberung durch Kambyses die Organisation der ägyptischen „streitbaren Leute" (so machimoi von den Griechen genannt) unangetastet, wofür sie mit schweren Empörungen dieser privilegierten Klasse zu büßen hatten. Die Führer dieser Revolutionen trugen noch libysche Namen, nannten sich stolz Libyer, und scheinen sogar im Zusammenhang mit den unabhängigen Libyern in der westlichen Wüste geblieben zu sein. Erst unter den Ptolemäern verloren die stolzen Krieger (welche um 200 die Griechen in einer großen Erhebung beinahe aus dem Land jagten) allmählich ihre Rechte, verarmten und gingen so in der unkriegerischen

1) Ähnlich z. B. bei den Timarioten der Türken.

Masse der unterdrückten Ägypter unter. Warum dieser im Land ansässige, fremde Kriegerstand trotz seiner Zahl und Tüchtigkeit die ägyptischen Könige nicht ermächtigte, die Eroberungen der Zeit der 18.—20. Dynastie wieder aufzunehmen, wird unten zu besprechen sein.

Dieser Überblick zeigt also, daß die eingeborenen Ägypter selbst zu allen Zeiten als Soldaten sehr wenig in Betracht kamen. Söldnerheere sind aber so teuer, daß nur ein gewaltiges Reich sie in großen Massen halten kann, und ganz mit Söldnern ist noch selten ein größeres Reich gegründet worden. Bei allem Reichtum konnte demnach Ägypten doch nicht ein so zahlreiches Heer erhalten, wie es zur Behauptung eines größeren Besitzes notwendig gewesen wäre. Was von den Pharaonen mit ihren kostspieligen Truppen erworben wurde, konnten sie dann deswegen besonders schwer behaupten, weil dem ägyptischen Volk der Expansions- und Kolonisationstrieb fast gänzlich abging. Wohl kein Volk des Altertums wie der Neuzeit hat so ängstlich an der Scholle geklebt; nur in mehreren kleinen, nahe bei Ägypten gelegenen Oasen der libyschen Wüste scheint eine größtenteils von der Regierung durch zwangsweise Ansiedelung (Deportation von politischen Verbrechern ꝛc.) betriebene Ägyptisierung Erfolg gehabt zu haben. In Nubien, wo die Lebensbedingungen ziemlich dieselben waren wie in Ägypten, hätte die Kolonisation am meisten Aussicht haben sollen, konnte sich aber nirgends behaupten; die allmähliche Verschiebung der Volksgrenze bis zum ersten Katarakt (s. o. S. 8) erfolgte sehr langsam und nie ganz vollständig. Bis auf den heutigen Tag wohnen Nubier ein gutes Stück nördlich von den Stromschnellen bei Assuan. Nach Norden aber bildeten die Sandwüsten und das Meer noch mehr ein Hindernis für die Ausbreitung des aller Unternehmungslust baren ägyptischen Volksstammes, als sie die Landesgrenzen beschützten. So konnten die ägyptischen Herrscher niemals mehr in Asien erzielen, als ein ziemlich geringes Gebiet für eine Zeit tributpflichtig zu machen; aus Ägypten waren nur schwer Truppen und Beamte genug entbehrlich, um eine dauernde Verwaltung des Eroberten zu ermöglichen, obwohl Zwangsansiedlungen auch in Asien versucht wurden. Von Assimilation des eroberten Landes konnte nie die Rede sein.

Man hat oft die Ägypter mit den Chinesen verglichen, die ebenso eine unkriegerische, abgeschlossene (?), ganz auf Ackerbau gegründete Nation gewesen sein sollen. Wieweit diese Vergleichung zutrifft, kann hier nicht untersucht werden; in Bezug auf Unternehmungsgeist und kriegerische Fähigkeiten sind die Chinesen jeden-

falls den Ägyptern stets weit überlegen gewesen, haben ja auch meist die umwohnenden Völker beherrscht. Die Ägypter haben nun dank ihrer an die Chinesen erinnernden Volksmenge es leicht vermocht, in Zeiten der nationalen Einheit auch ohne Soldtruppen das dünn besiedelte Flußtal Nubiens, die unbedeutenden Oasen der Libyschen Wüste und die besonders spärlich bewohnten libyschen Grenzbezirke im Nordwesten des Deltas zu überrennen, obwohl die Bewohner aller dieser Striche individuell an Tapferkeit ihnen weit überlegen waren.[1] Bei Zügen in den weit entfernteren, asiatischen Osten lagen aber die Verhältnisse für sie viel ungünstiger. Die Asiaten standen auf einer ganz anderen Kulturstufe als jene armseligen Afrikaner und waren dabei bedeutend wehrhafter als die Ägypter. Der einzige Nachteil, den sie diesen gegenüber hatten, war ihre gewöhnliche politische Zersplitterung. Ein geeintes Syrien, selbst eines das blos bis zum Euphrat reichte, war wohl den Pharaonen trotz des Reichtums und der Volksmenge Ägyptens stets vollkommen gewachsen (s. u.), für gewöhnlich aber hatten die Ägypter, wenn ihre Machtmittel hinreichten, um eine mäßig starke Expedition nach Syrien zu schicken, mit einer solchen Kleinstaaterei und einer solchen Uneinigkeit zu thun, daß ihnen ein gewisser Erfolg ziemlich sicher sein mußte. Das gilt besonders für Palästina und Phönizien, wo die Natur des Landes genau wie in Griechenland jedem Städtchen und Stämmchen mehr oder weniger erlaubte, für sich ein Staatswesen zu bilden. In Nordsyrien und Nordmesopotamien waren die Bedingungen zur Bildung von etwas umfangreicheren Staaten schon weit günstiger. Nördlich davon erhoben sich gewaltige Gebirgsmauern. An ein Vordringen nach Babylonien konnten die Ägypter natürlich nicht denken; Entfernung, Kultur und Volkszahl dieses Landes verboten das für die beschränkten Mittel der Könige vom Nil. Und so sehen wir denn, daß bis zur Ptolemäerzeit das Amanusgebirge (das Thutmosis III. vielleicht aus der Ferne sah, aber schwerlich bei seinen Zügen wirklich berührte) und das Ostufer des Euphrats die Grenze bezeichnen, bis zu der ägyptische Fahnen getragen wurden. Oft geschah das nun nicht, wahrscheinlich nur 3 mal in der ganzen Geschichte vor der ptolemäischen Zeit. Gewiß war es zu den meisten Zeiten den Ägyptern leicht, die palästinische Küste oder auch wohl das Hinterland derselben auszurauben — denn um etwas Anderes als eine Ausplünderung konnte es sich ja, wie gesagt, nie

1) Die Geschichte dieser Eroberungen kann hier nicht besprochen werden.

handeln, bei der oben erläuterten Unmöglichkeit einer Kolonisierung — aber das bezahlte eine Expedition dorthin schwerlich. Weiter reichende und wirklich durch Beute lohnende Unternehmungen haben aber nur wenige Pharaonen versucht, wie sich aus der folgenden Übersicht ergiebt.

Kriegerische Verwicklungen mit Asien scheinen schon Denkmäler jener uralten Könige (aus Dynastie 1—2 und vielleicht noch vorher) anzudeuten, deren Gräber man neuerdings bei Abydos entdeckt



Abb. 2. Elfenbeinplättchen aus dem bei This-Abydos gefundenen Grab des Königs Chasti (oder ähnlich; bei Manetho irrig Kenkenes genannt) aus der 1. Dynastie (Mitte des 4. Jahrtausends v. Chr.).[1] Der König ist dargestellt, wie er einen niedergeworfenen Asiaten mit der Streitaxt erschlägt; daneben rechts die Inschrift: Abwehren der Ostvölker (oder „Leute aus dem Osten"). Eine der ältesten Abbildungen eines Asiaten.

hat. Es mag sich aber dabei nur um Grenzhändel mit dem beduinischen Diebsgesindel handeln, wenn z. B. einer jener Könige sich des „Abwehrens der Ostländer" rühmt. (Vgl. oben die Abbildung.) So manche kriegerische Ruhmestat, auf welche Inschriften der Zeit bis 1600 v. Chr. anspielen, war auch wohl nichts weiter, als daß bewaffnete Grenzwächter oder ein Aufgebot der Bauern

1) Veröffentlicht von Spiegelberg in: Zeitschr. für ägypt. Sprache, 1897 Bd. 35, S. 8.

einer Bande Beduinen ein Stück nachsetzten, die flink ins Ostdelta eingefallen war, um Vieh und Getreide zu stehlen. Trotz zahlreicher Grenzbefestigungen, von denen die bedeutendste, die „Fürstenmauer, bestimmt die Asiaten abzuwehren“, das später Gosen genannte Tal abschloß, ließen sich dergleichen Grenzplackereien nie vermeiden. Der Beduine war hungrig, Ägypten reich und die Versuchung groß. Wir dürfen also ruhig bei fast allen älteren Anspielungen ägyptischer Beamten und Könige auf Siege über die Asiaten annehmen, daß es sich um solche kleinliche Reibereien handelte. Im übrigen haben alle Inschriften der ältesten Periode, namentlich die Grabinschriften bis circa 2000 v. Chr., das Prinzip, von den verächtlichen Barbaren so wenig als möglich zu sprechen.

Der älteste König, der ernsthafte Kriege mit den Asiaten zu führen hatte, scheint Snofru oder Snefrui, der Begründer der 4. Dynastie, gewesen zu sein, doch haben wir nur Fragmente eines späteren Romanes darüber, also eine sehr trübe Quelle. Jener König war allerdigs ein tüchtiger Krieger, der den ersten bedeutenden Feldzug nach Nubien unternahm, von dem wir wissen. Da er mehrere Befestigungen und Orte im Nordosten des Delta anlegte, sieht es freilich aus, als hätten die Ägypter ihr Land gegen einen gewaltigen Angriff von Osten her schützen müssen, anstatt erobernd in Asien vorzugehen. Leider wissen wir zu wenig von diesem Krieg nach der oben erwähnten, bedauerlichen Sitte jener Zeit, das unreine Asiatengesindel möglichst mit Verachtung und Stillschweigen zu strafen. Siehe unten indessen einen Anhaltspunkt für die Wahrscheinlichkeit eines gewissen Erfolges.

Etwas besser steht es mit dem Kriege, den der mächtige König Pepy (sprich etwa Apopy?) I. von der 6. Dynastie (also um 2500 v. Chr. oder nicht sehr viel später) geführt hat. Sein erster Minister Una oder Wony hat diesen Krieg als Feldherr geleitet und darum es nicht über das Herz bringen können, dies in seiner, eine Selbstbiographie enthaltenden, Grabschrift zu verschweigen. Leider ist seine Beschreibung des Krieges so poetisch und allgemein gehalten, daß sich sehr wenig über den Umfang der Kämpfe sagen läßt und man darin lange Zeit nichts sah, als eine jener mehr oder weniger resultatlosen Strafexpeditionen gegen räuberische Beduinen. In Wahrheit hat es sich um einen ganz bedeutenden Krieg gehandelt. Angeblich hatten allerdings Übergriffe der „Sandbewohner“ d. h. der Beduinenhorden, ihn hervorgerufen, was aber vermutlich nur ein diplomatischer Vorwand war. Ein gewaltiges Heer wurde

aufgeboten, alle Streitkräfte Ägyptens, besondere Scharen von den Negern bis in die Gegend oberhalb des heutigen Chartum wurden herangezogen, so daß „viele Zehntausende" zusammenkamen. 5 Züge wurden zuerst in oder durch die Wüste der Sinaihalbinsel geführt, dann bestieg das Heer große Schiffe und fiel in eine entferntere Gegend ein, deren Name leider dunkel bleibt. Demnach hat dieser Krieg in gewiß weiteren Gebieten als Palästina sich abgespielt, wenngleich man ihn mit den späteren Unternehmungen der 18. Dynastie nicht zu vergleichen braucht. Wichtig ist vor allem für uns, daß die Syrer nach dem erwähnten Siegesbericht damals als Rebellen angesehen und bestraft wurden, indem „dieses Heer ihre festen Burgen umwarf, ihre Feigenbäume und Weinstöcke abschnitt, Feuer in ihre Lagerplätze (?) warf, viele Zehntausende von Truppen daraus erschlug und viele Gefangene daraus fortschleppte", daß also wirklich schon vor der 6. Dynastie ägyptische Könige sich den Anspruch verschafft hatten, als Herren Palästinas und jedenfalls auch nördlicherer Gebiete betrachtet zu werden. So darf man denn vermuten, daß in der Tat von den mächtigen Königen am Anfang der 4. Dynastie, den Erbauern der größten Pyramiden (ca. 2800 v. Chr.?), einige Teile Syriens, zum mindesten Palästina, bereits gezwungen wurden, Tribut nach Ägypten zu zahlen, und die Begründung dieser Ansprüche könnte schließlich auch auf noch ältere Zeit zurückgreifen.


Abb. 3. Ägyptischer Schwerbewaffneter der Zeit vor 2000 v. Chr. (Aus einem Grab bei Siut).

Die Periode von 2500—1700 v. Chr. scheint dagegen von allen ägyptischen Eroberungsversuchen in Syrien vollkommen frei gewesen zu sein. Dynastie 7—11 war ja eine Zeit innerer Kämpfe und äußerer Schwäche. Solange die Gaufürsten in unaufhörlichen Fehden einer gegen den anderen um die Grafschaftsgrenzen oder bei wachsendem Erfolg um den Pharaonentitel rangen, konnte an Züge nach Asien nicht gedacht werden. Dagegen sollten wir in der 12. Dynastie, die nach den neueren Annahmen etwa 2000—1800 v. Chr. geherrscht zu haben scheint, erwarten, von einem Wiederaufnehmen der alten Tributansprüche zu hören. Jene Königsfamilie bezeichnete nach späterer ägyptischer Meinung eine goldene Zeit stabiler Regierung und königlicher Macht, und was von Architektur,

Kunst und Literatur jener Zeit erhalten blieb, bestätigt das. Damals wurde auch ein großer Teil Nubiens zum ersten Male fest der ägyptischen Herrschaft einverleibt. So müssen wir uns denn die Frage vorlegen, warum das mächtige Königshaus sein in Äthiopien erprobtes, durch mancherlei neue Söldnerquellen (vgl. S. 8) verstärktes Heer nicht zur Ausraubung Syriens verwendet hat. Es läßt sich aus dieser friedlichen Politik der Pharaonen mit vollkommener Sicherheit annehmen, daß damals gerade irgend ein festes, einiges Reich ganz Syrien umfaßte, mit dem die Könige auf dem „Thron des Osiris" nicht gerne anbanden. Mancherlei, z. B. die achtungsvolle Erwähnung des Namens und der Residenz eines syrischen



Abb. 4. Zwei als Söldner in den inneren Kämpfen Ägyptens verwendete Beduinen.[1]

Königs in der poetischen Schilderung der Abenteuer des ägyptischen Flüchtlings Sinuhet, bestätigt das.

In der 13. Dynastie versinkt Ägypten wieder in die Kämpfe der Gaufürsten, die in Anarchie, Elend und Ohnmacht enden. So kommt es denn, daß die erste Eroberung des Nillandes durch asiatische Herrscher, die sogenannten Hyksos (besser Hykussos, d. h. „Fremdherrscher", auch in irreführender Weise „Hirten- [d. h. Asiaten] könige" genannt), erfolgt. Plötzlich (um 1700?) sieht sich das hochmütige Ägypten unter fremder Herrschaft. Der Eindruck scheint

1) Bei der Bewaffnung beachte man die kupferne Streitaxt und die (hier wohl absichtlich etwas karikierte) Wurfkeule, die Hauptwaffe der Wüstenstämme.

ein gewaltiger gewesen zu sein, und das Gefühl der Demütigung hat noch lange nachgehalten. Selbst noch Manetho (im 3. Jahrh. v. Chr.) kann sich in schlecht erfundenen schauerlichen Schilderungen der Wildheit und Grausamkeit jener verruchten Fremden nicht genug thun.

Um 1600 v. Chr. gelingt es den Fürsten von Theben, eine erfolgreiche Empörung zu vollenden und die fremden Herrscher hinauszudrängen. Es scheint, daß der folgende Angriff auf Syrien eine gewisse Verfolgung der Hykussos in ihre asiatischen Provinzen bedeutete. Es ist zweifellos, daß die fremden Könige ein gutes Stück von Syrien besaßen; wüßten wir sicher, woher sie ursprünglich kamen (aus Nordsyrien? Nordmesopotamien, d. h. noch früher Armenien?) so würden wir uns vielleicht ein Bild von dem Gebiet machen können, das die Thebaner als Rechtsnachfolger der Hykussos beanspruchen konnten.[1] Möglicherweise waren aber die Beziehungen zum Stammland längst gelöst, und die Hykussos in Ägypten von ihrem ursprünglichen Reiche in Asien mehr oder weniger getrennt. Jedenfalls wirkte nun neben gewissen Rechtsansprüchen vieles Andere mit, das neue (18.) Königshaus auf Feldzüge gegen Norden zu drängen. Der lange Kampf hatte die Macht der kleinen Fürsten völlig vernichtet, das Land unter den Thebanern zentralisiert und ein starkes Heer geschaffen, das Beschäftigung und Sold brauchte.[2] Und so begann mit der mächtigen 18. Dynastie jene merkwürdige, etwa 400 Jahre umspannende Periode, in der das, wie gesagt, unter gewöhnlichen Verhältnissen so ganz friedliche Ägypten die Souveränität über etwa zwei Drittel des Landes bis zum Euphrat beanspruchte und trotz vieler und oft langer Unterbrechungen auch immer wieder behauptete. 1600—1200 v. Chr. stand also die Südhälfte Syriens unter ägyptischer Oberherrschaft. Bei blos tributpflichtigen Gebieten ist es freilich oft schwer, zu sagen, wann der

1) Siehe über die Frage der Herkunft der Hykussos und über ihr Reich MVAG III, 1898, S. 107 ff. Man hält sie leider noch vielfach gegen das ausdrückliche Zeugnis der Inschriften für Kanaanäer. Was ihr Reich anbetrifft, so ist es höchst merkwürdig, daß kleinere Denkmäler gerade der Hykussos nach Kreta und nach Bagdad am Tigris verschleppt gefunden worden sind; als Zeugnisse, daß jene Dynastie in Kreta und Babylonien herrschte, darf man sie aber natürlich nicht auffassen.

2) Ganz aus echten Ägyptern bestand das auch wieder nicht, doch wissen wir wenig über die Entstehung und Organisation der damaligen „Erbkriegerklasse“.

beanspruchte Besitz tatsächlich ist. Dem drückenden Tribut suchten sich natürlich die Vasallen überall so oft zu entziehen, wie nur möglich. Wenn ein Thron- oder Ministerwechsel in Ägypten eintrat, der Oberherr in Krieg oder Finanznot verwickelt war, keine ägyptischen Soldaten in Syrien standen u. s. w., suchten die Vasallen ihre Pflicht, zu zahlen, zu vergessen, und den mahnenden Pharao oder seine Beamten mit Entschuldigungen oder Versprechungen hinzuhalten; waren die Verhältnisse besonders günstig, so verweigerte man auch die Steuern offen und konnte das manchmal lange Jahre ungestraft tun. Das Eintreiben der fälligen Tributzahlung und die Bestrafung widerspenstiger oder säumiger Vasallen kostete ja viel Geld, und oft genug fehlten das, die Soldaten, ein passender General u. s. w. Gewöhnlich zeigten junge Pharaonen, wenn sie gerade, wie das jeder Thronwechsel mit sich brachte, alle Beamtenstellen nach Wunsch besetzt, die Mißliebigen und Verdächtigen entfernt, manches neu organisiert, kurzum ihren Thron konsolidiert hatten, ein jugendliches Verlangen, sich auch einige kriegerische Lorbeeren zu holen, suchten ihre geheiligten Rechte in den auswärtigen Besitzungen zur vollen Geltung zu bringen und setzten sich womöglich in höchsteigener Person an die Spitze eines Heeres gegen die nie ganz fehlenden Rebellen. Die Aufrührer oder eher säumigen Zahler mußten dann gewöhnlich zu Kreuze kriechen, und der Tribut floß wieder eine Zeit lang regelmäßig in die Staatskasse. In den vielen Schwierigkeiten, die besonders ein orientalisches Staatswesen hat, in den Harems- und Kanzlei-Intriguen, den Nöten, wie das Geld für Hofhaltung, Beamte und öffentliche Bauten zu beschaffen, erkaltete der kriegerische Eifer des Pharao gewöhnlich in wenigen Jahren, und der uns in den Amarnabriefen entgegentretende Zustand schlich sich ein, daß man die säumenden Zahler nur mit amtlichen Schreiben bearbeitete, ihren mehr oder weniger geschickten Ausflüchten wiederholte Drohungen mit Militärexekution entgegensetzte, wenn keine Drohung mehr half, andere Vasallen gegen sie aufbot, die auch nicht immer Lust dazu hatten und mehr auf ihre eigenen Interessen als die des Souveräns sahen, und daß schließlich dessen Herrschaft zu einem bloßen Schein heruntersank. So ist es für uns wie gesagt, sehr schwer, zu bestimmen, in welchen Jahren Pharaos Herrschaft tatsächlich, und in welchen sie blos theoretisch war. Mochte aber auch 50 Jahre lang in Ägypten „kein Geld, kein Schweizer" zur Eintreibung der Tribute übrig gewesen sein und kein Kupferstück aus dem sogenannten Besitz mehr einlaufen, als

Herr Syriens sah sich der Ägypter stets an und wollte von anderen Königen so angesehen sein. Man vergleiche z. B. die Tributstaaten des modernen osmanischen Reiches! Aus dieser Unsicherheit des Besitzes versteht man, warum so oft ein König sich rühmt, ein Gebiet erobert und „zum ersten Mal" fest unterworfen zu haben, das wenige Jahre vorher sein Vorgänger vollständig zur Wüste gemacht, entvölkert und so unterworfen haben will, daß es nie wieder ungehorsam sein werde. Feste Garnisonen in befestigten Städten zu erhalten, war, wie oben gezeigt, auf die Dauer schwer; Geiseln sicherten nicht immer den Gehorsam der Vasallenfürsten genügend.[1] Die jährlichen Tributzahlungen, welche den Vasallenfürsten vom Pharao auferlegt wurden, scheinen andrerseits recht drückend gewesen zu sein, so daß die kleinen, durch ihre eigenen unaufhörlichen Fehden (in die der Oberherrscher selten eingriff) schwer wirtschaftlich belasteten Fürsten gar nicht pünktlich zahlen konnten. Somit war die Unsicherheit des Besitzes und das Ausbleiben einiger Posten in den festgesetzten Tributzahlungen chronisch.

Scheinbar der erste Eroberer ägyptisch Syriens ist Amosis (Yáḥ-mose oder ʿAḥ-mose) I., doch wird er wohl, wie oben gesagt, als Rechtsnachfolger der Hykussos aufgetreten sein und nur gelegentlich diesem Anspruch mit den Waffen Nachdruck gegeben haben. Leider wissen wir nichts weiter von seinen Resultaten, als daß er in Südpalästina (vor der festen Stadt Scharuhen im Stammgebiet von Simeon) und Phönizien Kämpfe zu bestehen hatte und zahlreiche Kriegsgefangene in die Steinbrüche östlich von Memphis schleppte. Noch weniger ist von seinem Nachfolger Thutmosis (Dḥuti-mose) I. bekannt, doch erfahren wir, daß er stolz eine Siegesinschrift (aber keinen Grenzstein!) am (östlichen?) Ufer des Euphrat errichtete. Es ist also anzunehmen, daß der spätere Umfang des ägyptischen Tributärgebietes im Norden (bis Nî, s. unten) besonders auf das durch seine Feldzüge Erreichte sich gründete. Jedenfalls aber wurde dieses Gebiet nicht lange behauptet und in 2—3 Jahrzehnten, die mit Thronwirren in Ägypten ausgefüllt waren, gänzlich vernachlässigt. Sehr volle Nachrichten besitzen wir glücklicherweise von Thutmosis III. (Men-chapr-rēʿ, dem Manachbi[r]ja der Amarnatafeln, Misaphris Manethos, seit etwa 1500 v. Chr.), den die Ägypter in ihren

1) Das assyrische Mittel der Verpflanzung wiederholt rebellischer Stämme scheint nicht, oder in sehr geringem Umfang, von den Ägyptern verwendet worden zu sein.

Märchen und historischen Novellen als den größten aller ägyptischen Kriegshelden betrachteten. Er scheint auch diesen Ruhm vollkommen verdient zu haben, denn er war einmal der tätigste Krieger der Pharaonen, indem er mindestens 14 Feldzüge nach Syrien unternahm, dann fand er besonders energischen Widerstand von Seiten der bei seinem tatsächlichen Regierungsantritt allgemein abgefallenen Syrer. Diese brachten eine anscheinend vollständige Allianz der zahllosen Kleinstaaten bis nach dem Mitannigebiet hin (s. u.) zusammen — nur ein Reichlein Südpalästinas und Teile des späteren Philisterlandes scheinen zu den Ägyptern gestanden zu haben — als Führer wurde der Fürst von Ḳadesch am oberen Orontes gewählt, und ein beträchtliches Heer rückte den Ägyptern bis nach Megiddo am Ḳischonbach entgegen. Thutmosis III. passierte aber rasch die gefährlichen Pässe des Karmelgebirges und scheint dadurch die Alliierten so entmutigt zu haben, daß sie ihm in der folgenden Feldschlacht nur schwachen Widerstand leisteten. Das geschlagene Heer flüchtete nach Megiddo hinein, das die Ägypter mit rasch aufgeworfenen Schanzen umgaben. Die Stadt war wohl zur Aufnahme einer so großen Volksmenge nicht mit Vorräten genügend versehen und kapitulierte bald. Die eingeschlossenen Fürsten unterwarfen sich, wurden als Vasallen wieder in ihre Würden eingesetzt, und Gesandtschaften verschiedener fremder Fürsten (darunter eine von dem aufstrebenden Königreich Assyrien, vgl. S. 6) beglückwünschten den Pharao in seinem Feldlager zu seinem Erfolg. Derselbe war aber noch keineswegs vollständig. Drei Städte (Yenua'm, Nôges [vielleicht das Nuchaschschi der Amarnatafeln] und Hurenkaru, — ein nicht erklärlicher Name) leisteten noch lange Widerstand in Mittelsyrien, ebenso die feste Stadt Tunep (im Orontesthal?), der mächtige Fürst von Ḳadesch empörte sich wieder, in Nordphönizien scharten sich die Anti-Ägypter um den Fürsten der Inselstadt Arvad, und so kostete es viele Mühe, alle diese einzelnen Gegner niederzuwerfen. Dieselben wurden, zuerst vermutlich heimlich, später offen, von dem Herrscher von Mitanni unterstützt, der damals Nordmesopotamien und Nordsyrien besaß. Dieser Staat Mitanni hatte einst weit mehr von Syrien als seinen Besitz betrachtet und darum offenbar schon Thutmosis I. den Krieg erklärt, als er in die mitannischen, bis nach Palästina reichenden Ansprüche eingriff, so daß er den Krieg bis zum Euphrat tragen mußte (s. o.). Thutmosis III. zeigte sich nun dem Konflikt mit einem größeren Staat noch mehr gewachsen als sein Vorgänger, indem er bis über den Euphrat vor-

drang und verschiedene Städte an diesem, darunter das bedeutende Karkemisch, am Endpunkt der wichtigsten Straße vom Orontesfluß nach dem Euphrat und Mesopotamien, Sitz eines Fürsten, erstürmte. Seine Grenze bis dahin vorzuschieben, vermochte er freilich nicht, weil das direkt mitannisches Gebiet war; als äußerster Punkt der ägyptischen Herrschaft wurde die starke Stadt Nî oder Niy (wohl nicht weit vom unteren Orontes) festgehalten. Dieses Gebiet sehen wir noch Amenophis (Amenḥotep) II., den Sohn Thutmosis III., in einem energischen Feldzug behaupten; der mitannische Nachbar scheint ihn dabei nicht gestört zu haben, und so konnte Amenophis II. friedlich in die feste Stadt Ni einziehen, wo „Männer und Weiber auf den Mauern standen, ihn begrüßend". Ob unter dem nächsten König, Thutmosis IV., das Ansehen Ägyptens in jenen nördlichen Gegenden auf derselben Höhe stand, ist zu bezweifeln. Eine Verschwägerung Thutmosis IV. mit dem Mitannikönig Artatama scheint eher darauf zu deuten, daß diese beiden Herrscher sich ängstlich gegen einen Dritten zusammenschlossen, der vielleicht schon trennend zwischen ihr Gebiet sich eingeschoben und damit sie in unerwünschter Weise von gegenseitigen Grenzstreitigkeiten befreit hatte. Dieser Dritte war der König der Chetiter, oder Hethiter (Chattê in den Keilschriften, Chetê in den Hieroglyphen), dessen Herrschaft im östlichen Kleinasien, nordwestlich vom mitannischen Gebiet lag.[1] Der „Großkönig von Chetê" war unter Thutmosis III. den Ägyptern freundlich gesinnt gewesen, wahrscheinlich aus Haß gegen seinen Erbfeind Mitanni, der ihm damals offenbar noch überlegen war. Bald darauf wuchs die Macht der Chetiter, und damit änderte sich ihr Verhältnis zu den Nachbarn. Der „Großkönig von Chet(t)ê" verdrängte allmählich die Mitannier aus Nordsyrien und griff schließlich so auch in die angrenzenden ägyptischen Ansprüche ein. So finden wir die politische Lage unter dem König Amenophis (Amenḥotep) III., dem Nimmuria (Neb-maʿ[t]-rēʿ) der Amarnatafeln, entwickelt. Es ist möglich, daß dieser Herrscher (von etwa 1435 v. Chr. an) in seinen jungen Jahren noch einmal energisch zu Felde zog, um sein ererbtes Gebiet zu behaupten; in den späteren Regierungsjahren, in denen die Amarnabriefe geschrieben sind, mußte der alternde und kränkliche Amenophis schon ziemlich bedenklich den Vasallen durch die

1) Siehe über dieses Volk L. Messerschmidt, Die Hettiter (Der Alte Orient IV, Heft 1). Der Name und damit eine Bestimmung der älteren Sitze scheint erhalten in Kata-onien, vielleicht auch in Katpatuka d. h. Kappadocien.

Finger sehen. Doch bestand noch immer ein Schein der ägyptischen Herrschaft bis Arvad, während unter dem folgenden König, Amenophis IV., alles drunter und drüber ging.[1] Dieser König, der große religiöse Reformator und Sonnenverehrer, brauchte jeden Soldaten im Nillande selbst, um seinen widerspenstigen Untertanen „die Lehre“, welche er verkündigte, einzuprägen, und so fielen denn die Vasallen besonders im Norden zahlreich ab, das stets unsichere Arvad, die Phönizier überhaupt bis in die Gegend von Byblos-Gebal, das obere Orontesthal oder Land Amur, und auch im Süden sah es trostlos aus (um 1400 v. Chr.). Wenn wir aus den Amarnatafeln erfahren, daß die Inhaber der palästinäischen Raubschlösser sogar königliche Karawanen plünderten und nach dem ägyptischen Hof ziehende Gesandschaften auswärtiger Herrscher ausraubten, so illustriert das die Jämmerlichkeit der ägyptischen Herrschaft genügend. So mußte der treu gebliebene Vasall Rib-addu in Byblos Brief auf Brief an den Hof schicken mit der immer wiederkehrenden Mahnung, der Pharao möge doch endlich seinen starken Arm ausstrecken, einige Schiffe ausrüsten und wenigstens eine kleine Abteilung ägyptischer oder arabischer Soldaten gegen die Rebellen schicken, sonst ginge seine Herrschaft für immer verloren. Etwas anderes als Versprechungen erhielt er darauf anscheinend nicht. Eher noch schlimmer wird es unter den folgenden ephemeren Nachfolgern Amenophis IV. gestanden haben. Die Chetiter, welche unterdessen wohl das einst so mächtige mitannische Reich bis an den Euphrat zurückgedrängt haben werden, machten sich Ägyptens Schwäche zu nutze und dehnten ihr Tribut- oder doch Allianzgebiet bis an die Grenzen Palästinas aus. Darum will der letzte König der 18. Dynastie, Ḥar-em-ḥeb(e), im offenen Krieg ihren Anmaßungen entgegengetreten sein, ob mit Erfolg oder auch nur mit Energie, dürfen wir bezweifeln. Erst sein zweiter Nachfolger, Sethos (Setoy) I., scheint energischer eingegriffen zu haben (um 1350 v. Chr.), um die Herrschaft über Südphönizien zu retten. Da dies von mehreren Fürsten des Hinterlandes und

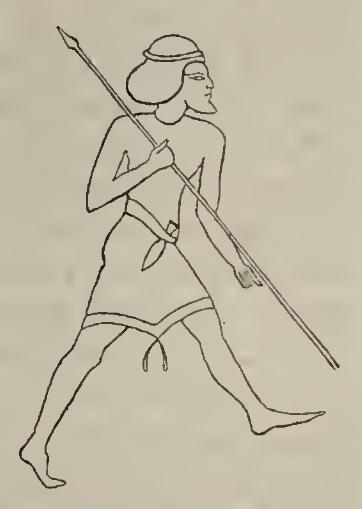


Abb. 5. Beduinischer Söldner aus der Leibwache Amenophis IV.

1) Vgl. C. Niebuhr in: Der Alte Orient I, Heft 2, und H. Winckler, Keilinschriften und das alte Testament, 3. Auflage, S. 192 ff.

des Nordens bedrängt wurde, welche einst mit chetitischer Hilfe abgefallen waren, geriet Sethos in Konflikt mit dem Großkönig von Chet(t)ê. Wir wissen, daß die Ägypter einen Raubzug über den Libanon ins Gebiet des hauptsächlichsten Chetitervasallen- oder Verbündeten, des Fürsten von Kadesch, machten; direkte feindliche Berührungen mit dem Beschützer dieser Stadt, dem Großkönig, werden behauptet, sind aber wahrscheinlich sehr unbedeutend gewesen. Zum eigentlichen Austrag kam der lange Streit um die Abgrenzung der chetitischen und ägyptischen Interessensphären unter dem nächsten König, Ramses II. Derselbe schritt mit dem gewöhnlichen Eifer junger, ruhmbegieriger Herrscher ein, sicherte zuerst die Südhälfte Phöniziens in 2 Feldzügen, wobei er die wichtige Stadt Sumur befestigt zu haben scheint, dann griff er wieder jenen Hauptstützpunkt der Chetiter, Kadesch am Orontes, an. Diesmal eilten die Chetiter mit voller Macht ihrem Schützling zu Hilfe. Ramses warf einen Angriff der feindlichen Streitwagen (angeblich 2500!) über den Orontes zurück;[1] Entscheidendes richtete er aber nicht aus. Der Krieg zog sich noch mehrere Jahre hin, zuerst ungünstig für die Ägypter, die wahrscheinlich auf den Lorbeeren jenes „höchsteigenhändigen" Sieges etwas auszuruhen suchten. Ganz Palästina bis nach Askalon fiel von ihnen ab. Nun raffte sich Ramses auf, unterwarf die Rebellen (den Stämmebund Israel darunter, der wohl noch nicht sein ganzes späteres Gebiet inne hatte) wieder in mehreren Zügen und drang im Norden bis nach Tunep vor; vermutlich hatte er diese Stadt zum Abfall von den Chetitern, die sie noch unter Amenophis IV. annektiert zu haben scheinen, aufgestachelt zur Rache für die Aufhetzung seiner palästinäischen Vasallen. Als der lange Krieg durch einen Friedensschluß (dem bald ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen den bisher feindlichen Großmächten folgte)[2] beendet wurde, verblieb aber doch nur Phönizien bis etwas nördlich von Gebal-Byblus unter ägyptischer Herrschaft und ein Stückchen Land nördlich von Palästina; ob noch Damaskus, ist nicht sicher. Das Reich,

1) Dabei geriet der König in persönliche Gefahr und mußte selbst zum Bogen greifen, ein welthistorisches Ereignis, das in dem bekannten schwülstigen Epos und in vielen Inschriften und Bildern an den Tempelwänden bis zum Ekel verherrlicht wurde. Man kann daraus schließen, daß, wenn frühere Könige „selbst" Beute machten u. s. w., dies der Leibwache zuzuschreiben ist; die Nähe des Königs genügte für seinen Ruhm.

2) Siehe den Text dieses Vertrages in den Mitteilungen der vorderasiat. Gesellsch. 1900, No. 5; einen Auszug daraus im Alten Orient IV, Heft 1, S. 6.

welches sich unter Amenophis IV. der Rebell Aziru in Nordphönizien und dessen Hinterland gegründet hatte, mußten die Ägypter als „Fürstentum Kode“ anerkennen, gewiß mit großem Widerstreben. Bei dieser festen Abgrenzung des ägyptischen und chetitischen Besitzes scheint es lange Zeit geblieben zu sein, wenigstens unter dem folgenden König. Ob freilich immer die Tributgelder regelmäßig einliefen, ist eine andere Frage; z. B. die schon vorher oft unbotmäßige Stadt

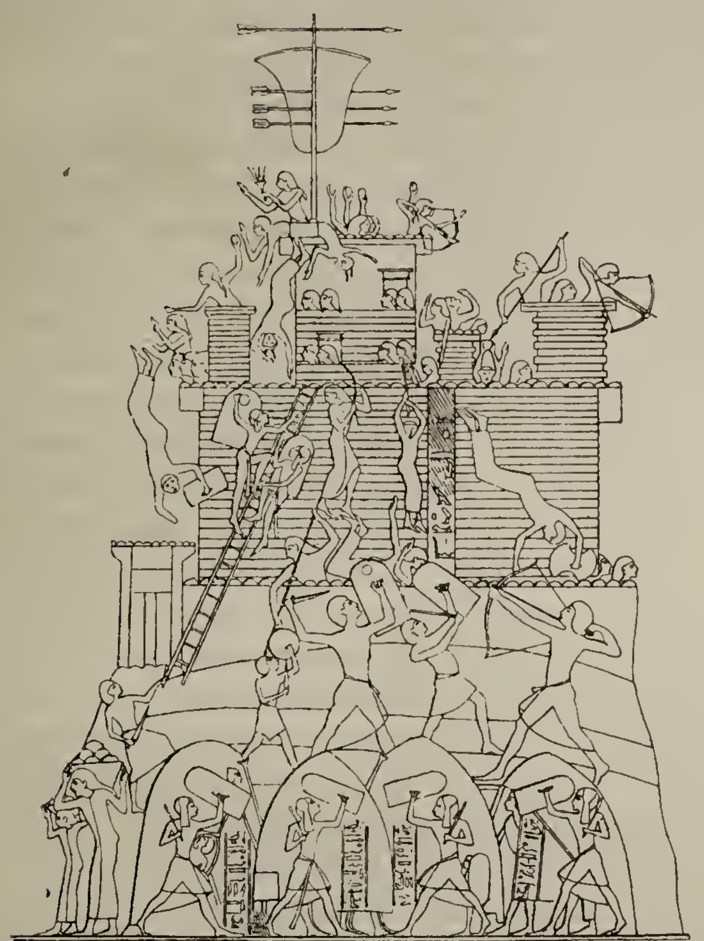


Abb. 6. Die rebellische Stadt Dapur an der Nordgrenze von Palästina, von einer chetitischen Besatzung gegen die unter Ramses II. belagernden Ägypter verteidigt.[1]

Gezer scheint sich den Groll Pharaos durch Aufstände verdient zu haben. Mit einer Großmacht wie den Chetitern mußten sich die Ägypter aber doch nicht mehr messen, und das gereichte besonders dem durch Einfälle lycischer ꝛc. Seeräuber und libyscher Stämme bedrängten Me(r)neptaḥ zum Heil; sein Vater Ramses II., an den, wie S. 3 besprochen, sich bei den Griechen die Sesostrissage mit all

1) Über die Befestigungen vgl. Billerbeck in: Der Alte Orient I, Heft 4, S. 8, 11 ꝛc.

ihrem falschen Kriegsruhm anknüpfte,[1] hatte die Probe eines Konfliktes mit einem ebenbürtigen Gegner weit schlechter bestanden als die Thutmosiden. Indessen mag das damalige Chetiterreich stärker gewesen sein als das sinkende von Mitanni nach 1500. Das ägyptische Gebiet erhielt nun in dieser Zeit eine etwas engere Verbindung mit Ägypten, zahlreichere Besatzungen in festen „königlichen Städten" und eine bessere Aufsicht über die ewig einander bekriegenden kleinen Raubfürsten. Unter den schwachen Ramessiden des 13. Jahrhunderts aber schlief diese Organisation der Tributgebiete und ihre Botmäßigkeit gewiß bald ein.

Um 1230 v. Chr. treffen wir in Ramses III. einen thätigen König, der sich wieder um Syrien bekümmerte. Den Anlaß lieferten ihm die kriegerischen Philister, welche damals gerade in Syrien eingefallen waren, sich in Palästina festgesetzt hatten und als Räuber zu Land und zur See ganz Syrien verheerten, auch Ägypten mit ihren Raubschiffen vielfach heimsuchten. Innerhalb des alten ägyptischen Gebietes scheint Ramses III. diese unruhigen Gäste zur Botmäßigkeit d. h. Anerkennung seiner Herrschaft, Tribut (und Stellung von Soldtruppen?) gezwungen zu haben. Die politischen Verhältnisse lagen ihm darauf außerordentlich günstig für weitere Unternehmungen; denn das Chetiterreich war damals in einem Zustande der Auflösung. So gelang es denn dem Pharao, das jetzt unbeschützte Land der Amoriter (Amur) nördlich von Palästina siegreich zu durchziehen und ein Stück den Orontes hinunter amoritische und chetitische Kleinfürstentümer auszuplündern. Viele Beute an Schätzen und Gefangenen wanderte nach Ägypten und wurde von dem auffallend frommen König besonders an das

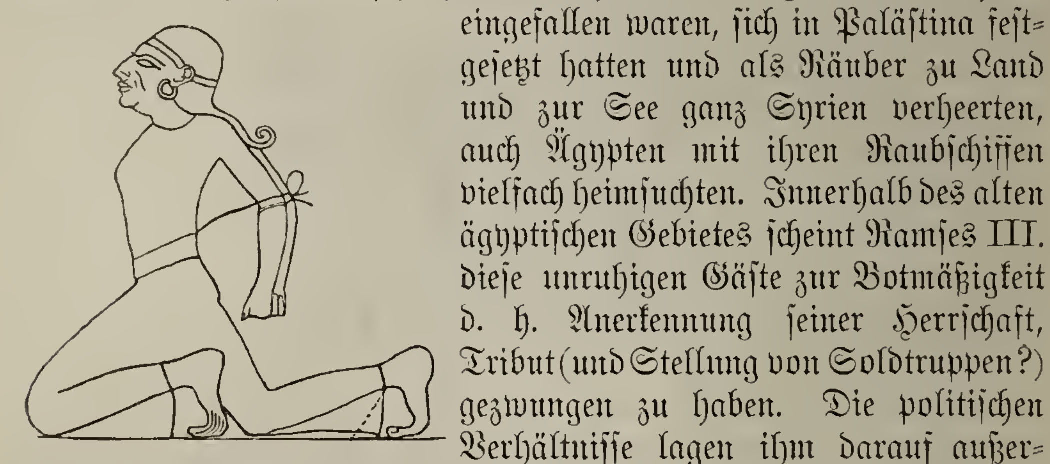


Abb. 7. Ein von Ramses III. gefangener Chetiterfürst.

1) Es ist nicht unmöglich, daß zu der sagenhaften Gestalt des Sesostris mehr als ein König Züge lieferte. Mit dem unten zu besprechenden Eroberer des 10. Jahrhunderts verwechseln ihn Pseudocallisthenes und Andere (vgl. Wiedemann, Das zweite Buch Herodots, S. 403), die ihn Sesonchosis nennen. Ob der Name von einem König der 12. Dynastie herstammt, ist neuerdings erwogen worden, ist aber wenig wahrscheinlich. Jedenfalls hat man ihn bald und ausschließlich an Ramses II. angeknüpft. Über Thutmosis III. als nationalägyptischen Heros, dessen Name z. B. später als Amulet viel getragen wurde, siehe oben S. 19.

riesige Reichsheiligtum des Amon in Theben verschenkt. Bleibende Eroberungen hat Ramses III. aber in jenen Gebieten nicht gemacht; auch Damaskus scheint nicht mehr fester ägyptischer Besitz geworden zu sein.

Mit diesem König erlischt der kriegerische Glanz Ägyptens auf lange Zeit; innere Kämpfe verhindern jede Machtentfaltung nach außen, und die Kriege der Philister mit den Phöniziern und Stämmen des inneren Palästinas nehmen ohne jede Rücksicht auf den Pharao ihren Fortgang. Um 1100 liefert der Bericht über die Reise eines Ägypters nach Byblos den Beweis, daß niemand mehr Ägypten respektierte.[1] Erst am Anfang der 22. Dynastie verwendete der zum König des Nillandes gewordene, kräftige General Schoschenk I. (in der Bibel zu Schîschak, Sisak, entstellt) seine libyschen Truppen, um die Palästinäer daran zu erinnern, daß sie eigentlich ägyptische Untertanen waren. Den Anlaß dazu wird wohl nicht der kleinliche Streit zwischen den eben wieder auseinandergefallenen Königreichen von Israel und Juda geliefert haben, in den Schoschenk (damals oder erst später?) schlichtend und beide brandschatzend eingriff, sondern die Verhältnisse der Philistermacht und des Reiches von Tyrus, das Hiram so glänzend in die Höhe gebracht hatte. Palästina allein würde (trotz aller Legenden über Salomos Reichtum!) einen Feldzug wohl nicht gelohnt haben. Ob von der Macht des tyrischen Reiches nicht noch genügende Reste vorhanden waren, um den Ägyptern das Plündern nördlich von der Philisterküste zu wehren, wissen wir leider nicht; nur ein dürftiger Bericht über die Plünderung Palästinas ist inschriftlich und in der Bibel erhalten.

Jedenfalls scheint Schoschenk I. den letzten Versuch zu bezeichnen, die alte, seit etwa 1200 v. Chr. eingeschlafene Herrschaft der Doppelkrone über Syrien zu erneuern (ca. 930). Ein Heer hätte Ägypten auch nach ihm wohl besessen, vielleicht zahlreicher und kriegstüchtiger als das, womit die Könige der 18. Dynastie so achtenswerte Erfolge erfochten hatten. Aber die libyschen Lehnssoldaten waren zum Adel Ägyptens geworden, der unter einander um Burgen, Grafschaften und die zu ihren Leibeigenen herabgesunkene Bevölkerung ägyptischen Stammes unablässig raufte, sobald ein weniger kräftiger Pharao ihn nicht im Zaum hielt (vgl. S 9). Gegen auswärtige Feinde konnten diese stolzen Krieger tüchtig sich wehren, wenn der feindliche Einfall ihren eigenen Besitz in Gefahr

1) Vgl. diesen Bericht (den Papyrus Golenischeff) in den Mitteilungen der Vorderasiat. Gesellsch. V, 1900, S. 14 ff.

brachte, nur zum Zusammenhalten waren sie schwer zu bringen. Aber ins Ausland auf unsichere Unternehmungen ließen sie sich nicht gerne schicken und aus ihren Fehden und Lokalinteressen herausreißen. Für solche Züge in die Fremde mußte der Pharao in erster Linie fremde, nicht ansässige Söldner anwerben, diese hatte er aber für gewöhnlich am nötigsten, um die wenig botmäßigen Lehnsleute im Zaum zu halten und seine Hausmacht zu schützen. Das Heranwachsen des äthiopischen Reiches, welches beständig als Heimat der wahren Orthodoxie auf den Tempel Amons in Theben, damit aber auch auf das ganze, von Amon verliehene, Pharaonenreich der „zwei Länder", seine Hand zu legen suchte, wirkte sehr bald lähmend. Dazu kam noch, daß in Asien das Reich Assyrien sich zu einer Großmacht entwickelt hatte, welche Mitanni und den Großkönig der Chetiter beträchtlich überragte. Mit dieser neuen Großmacht um Syrien anzubinden, war bedenklich, und es scheint nicht, daß ein ägyptischer König es wagte, störend in die assyrischen Ansprüche einzugreifen, auch wenn dieselben von den am Tigris wohnenden Königen gerade nicht tatsächlich zur Geltung gebracht werden konnten.[1] Als die Äthiopen um 700 v. Chr. sich thatsächlich Ägyptens bemächtigten, waren sie nie im sicheren Besitz des Landes und darum am wenigsten im Stand, gegen Assyrien angreifend vorzugehen, obwohl es nicht unwahrscheinlich ist, daß sie aus Angst vor dem assyrischen Koloß unter dessen Untertanen intriguierten. Es mögen solche Intriguen gewesen sein, welche Assarhaddon und Assurbanipal zu ihren ägyptischen Feldzügen bewogen; als offener Grund diente daneben wahrscheinlich auch eine leicht zu beschaffende Aufforderung der libyschen Gaugrafen, sie vom Äthiopenjoch zu befreien. So stellten die Assyrer in Ägypten jene Vielherrschaft klug wieder her. Die Fürsten von Saïs vereinten freilich schon nach wenigen Jahren durch Psammetich I. das zerrissene Land und jagten die einander bekämpfenden Äthiopen und Assyrer aus demselben mit der Hilfe kleinasiatischer und griechischer Söldner, die besonders der befreundete König von Lydien lieferte. Auf diese gestützt, konnte Necho II. (vielleicht schon Psammetich I.)[2] versuchen, dem untergehenden assyrischen Reiche Syrien zu entreißen und wie es scheint, sogar in

1) Darum stimmt es vorzüglich zu diesen Verhältnissen, daß H. Winckler alle vermeintlichen Einmengungen Ägyptens in assyrische Rechte als irrig verstanden nachgewiesen und auf das nordarabische Reich Musri bezogen hat.

2) Er soll Azotos-Asdod lange Jahre belagert haben, eine etwas auffallende Angabe. Ist an dieser seltsamen Überlieferung Herodots etwas richtiges, so

das nördliche Mesopotamien einzudringen, genau auf dem Wege, auf dem fast 900 Jahre vorher Thutmosis III. die Fahnen Ägyptens zu ihren glänzendsten Siegen getragen hatte (S. 20). Die Verhältnisse lagen für den unternehmenden Mann damals besonders günstig, aber das Eintreten des neuen babylonischen Reiches, das mit der einen Entscheidungsschlacht bei Karkemisch Necho schmählich aus allen seinen kühnen Eroberungsplänen heraus und ins Niltal zurückwarf, bewies gleichwohl aufs neue, daß Ägypten nicht die Kraft besaß, ein Weltreich zu gründen.[1] Nechos syrische Herrschaft blieb somit ganz ephemer (608—604). Die Kämpfe der folgenden Saïtenkönige in Palästina gegen Nebukadnezar waren keine Eroberungs- sondern Verteidigungskriege und wenig erfolgreich. Dem Fall Jerusalems und des Königreichs Juda überhaupt, damit dem Verlust ihres Bollwerks in Asien, mußten die Ägypter schließlich untätig zusehen, und es möchte uns fast scheinen, daß nur Vorsicht gegenüber gefährlichen Nachbarn im Norden und Osten die Babylonier davon abhielt, mit einer letzten Anstrengung sich des Niltales selbst so zu bemächtigen, wie es die Assyrer (S. 26) und später

---

müßte Psammetich gesucht haben, sich einige einzelne Hafen- und Stützpunkte an der palästinischen Küste, wahrscheinlich nur als Defensivstellungen, zu sichern.

1) Nur hier und bei den späteren Befreiungskriegen erfahren wir durch griechische Quellen Näheres von fortwährenden, erbitterten Konkurrenzkämpfen und Unbotmäßigkeiten der verschiedenen Elemente des bunt zusammengesetzten Soldheeres. Die Denkmäler schweigen natürlich fast gänzlich über diese traurigen Verhältnisse, sicher ist aber, daß sie regelmäßig schon lange vor dem 6. Jahrhundert v. Chr. wiederkehrten. Z. B. hören wir, daß am Ende der 19. Dynastie, in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts schlimme innere Kriege Ägypten verwüsteten und damals „ein Syrer“ sich die Pharaonenkrone auf das Haupt setzte. Unter der neuen (20.) Dynastie finden wir nun Truppen aus aller Herren Länder verwendet, aber die, namentlich um 1400 (vgl. das Bild S. 21) so häufigen Söldner aus den wandernden Semitenstämmen, die „Meluchcha-Krieger“, wie sie die Amarnabriefe nennen, scheinen radikal verschwunden und von Libyern und „Seevölkern“ ersetzt. So ergiebt sich die wahre Bedeutung der oben erwähnten Tatsachen. Die Herrschaft eines semitischen Offiziers war gewiß auf stammverwandte Beduinenregimenter in erster Linie gegründet; sein Sturz führte zur Abschaffung dieser Regimenter, gegen die man natürlich erst die Truppen anderer Nationalität ausspielen mußte. Dazu lese man die Kapitel über die Kämpfe der rivalisierenden und rebellischen Soldtruppen im mittelalterlichen Orient, um sich von den oben angedeuteten Greueln ein Bild zu machen. Wie oft nun aber vorher und nachher solche Revolutionen das unglückliche Nilland zerrüttet, den Thron umgestürzt und alle Machtentfaltung nach außen verhindert haben mögen, kann unsere Phantasie leicht ergänzen. Dieselben Erfahrungen haben wohl fast alle zu viel auf fremde Söldner vertrauenden Nationen gemacht.

die Perser taten. Der Hader zwischen den unverhältnismäßig zahlreichen fremden und den ansässigen Kriegern wirkte dabei ganz besonders schwächend; gleichwohl mußten auch nach dem Fall des angeblich zu fremdenfreundlichen Königs Hophra-Apries die Könige immer neue Söldnerscharen aus den griechischen Ländern heranziehen,[1] zur Abwehr der neubabylonischen und später der persischen Gefahr. Bei der Schlacht von Pelusium (525), welche Kambyses zum Herrn Ägyptens machte, scheinen diese Truppen noch die entscheidende Rolle gespielt zu haben. In der persischen Zeit beweist allerdings der ansässige ägyptische Kriegerstand noch seinen Unabhängigkeitssinn und seine (dem libyschen, nicht dem ägyptischen Charakter zuzuschreibende) Tapferkeit durch mehrere gewaltige Erhebungen gegen die fremde Herrschaft; jedoch ohne fremde Hilfe haben diese Befreiungskämpfer auch nichts gewagt, und die Zeit der Eroberungen war ganz vorüber, obwohl die halblibyschen Fürsten, welche im 4. Jahrhundert v. Chr. längere Zeit ihre Unabhängigkeit gegen den Perserkönig behaupteten, ihre Defensivkämpfe bisweilen über die Grenzen Ägyptens hinaus verlegten.

In der Ptolemäerzeit hat vor allem Euergetes I. kriegerische Erfolge im Norden davongetragen, wie keiner der alten Pharaonen. Aber lebte auch das Volk der alten Ägypter als mitleidig geduldete Pariaklasse fort, Ägypten war zum Griechenstaat geworden und hat als solcher in der Weltgeschichte seine erst gewaltige, später klägliche Rolle bis zur Einverleibung ins römische Reich gespielt. Besonders klar tritt das zu Tage in der Behandlung des alten Kriegerstandes, der argwöhnisch auf die Seite gestellt und zu einer Miliz letzten Ranges erniedrigt wurde, anscheinend fast niemals außer Landes verwendet und nur als „Landsturm" in Fällen dringender Not ungern aufgeboten, wenn ein übermächtiger Feind in Ägypten einzufallen drohte. So mußten die „streitbaren Leute" in jeder Weise herabsinken, vgl. S. 9. Gewiß hatten die Ägypter schon lange vor der Perserzeit eigentlich nur für Herrscher fremder Abkunft und deren mehr oder weniger fremde Soldaten ihre Steuern entrichtet, aber die Fiktion eines nationalen Staates war damals noch immer festgehalten worden. Die Perser hatten diese Fiktion zwar gestört, aber dafür das nationale Leben mehr unberührt gelassen als klug war (s. o.), im Gegensatz zu den Fremdherrschern in Alexandria,

1) Vgl. die Funde von Defenneh, welche beweisen, daß die wichtigen Grenzfestungen auch unter Amasis II. solche Besatzungen hatten, in diesem Fall besonders cyprische Griechen.

die dafür wenig genug von dem alten Schein aufrecht erhielten. Wir dürfen darum mit den Kriegen des 4. Jahrhunderts v. Chr. schließen.

Mit zwei wenig besagenden Ausnahmen sind also die ägyptischen Könige der vorptolemäischen Zeit nicht über die S. 11 erwähnten natürlichen Grenzen des eigentlichen Syriens, den Euphrat und die Gebirgskette des Amanus, hinausgekommen. Syrien hat keine nennenswerten Gebirge und Flußläufe, die anders als von Norden nach Süden sich erstrecken, also keine genügende natürliche Verteidigungslinie gegen einen Feind, der vom Süden her einrückt. Um so bezeichnender ist es, daß die ersten natürlichen Grenzen für die Beutelust der Pharaonen aller Zeit eine so wirkungsvolle Grenze waren.

Diese Übersicht wird hinreichend die am Eingang aufgestellte Behauptung illustrieren, daß das alte Ägypten niemals ein so kriegerischer Staat war, um in den Kulturländern Vorderasiens als Eroberer energisch auftreten zu können. Die Verhältnisse haben es ein paarmal zu einer sehr bescheidenen, von den mittelalterlichen Herrschern Ägyptens (z. B. den Mamelukenfürsten) oft überbotenen, Rolle als Eroberer von Syrien gebracht, doch war diese nur einmal von Dauer (S. 16) und das schon durch ein stärkeres Heranziehen der fremden Elemente im Heerwesen, wie es scheint.

Ausdrücklich muß ich erwähnen, daß vor 600 v. Chr. auch nicht ein Versuch Ägyptens vorliegt, als Seemacht aufzutreten. Es wirft ein trauriges Licht auf manche moderne Geschichtsbücher, daß eine Möglichkeit der Unterwerfung Griechenlands und der ägäischen Inseln durch Pharaonen in der mykenischen Zeit in ihnen besprochen wird. Dazu fehlten Ägypten ja alle Vorbedingungen, das Holz zum Schiffsbau, wie der Schifferstand zur Bemannung. Die plumpen Nilkähne haben häufig Soldaten entlang der Küste bis nach Palästina gebracht, aber zum Kampf mit phönizischen, europäischen u. s. w. Schiffen, auf der offenen See, waren sie ungeeignet und zu wenig zahlreich. Die Feigheit des Ägypters trat besonders auf dem Meer hervor; die „große grüne Flut“ in deren dunklem Abgrund die satanische Weltschlange lauerte, war ihm noch unheimlicher als dem Juden. Deshalb überließ er stets den Seehandel von und nach Ägypten zu neun Zehntel fremden Schiffern, besonders den Phöniziern. Vgl. oben, S. 10. Darum hat kein Pharao sich je auf Züge über „das große Meer“ eingelassen, und das Land in seiner mächtigsten Periode war nicht im stand, sich der fortwährenden Belästigung durch kleinasiatische und europäische Seeräuber zu erwehren, wie wir sie als etwas ganz Gewöhnliches bei Homer

(Od. 14, 257) beschrieben finden. So recht deutlich erscheint diese Hilflosigkeit bei der ältesten Erwähnung der Seeräuberplage in den Amarnatafeln, wo wir erfahren, daß die Lukki oder lycischen Seeräuber alljährlich Ägypten heimsuchten, so regelmäßig wie die Zugvögel. Später wechselten die Namen der Piratenvölker, das Elend blieb dasselbe, da man den Plünderern nicht in ihre Heimat folgen konnte. Die Prunkinschriften wissen ihnen gegenüber keinen höheren Ruhm als daß „die in die Flußmündungen Eingedrungenen“ öfter abgefangen worden seien. Der Phönizier war man so zu wenig sicher, um sie und ihre Flotten nach auswärts zu verwenden. So ist auch das Mißtrauen gegenüber den griechischen Kauffahrern des 7. und 6. Jahrhunderts v. Chr. zu verstehen. Man hat das ganz irrig als allgemeinen Fremdenhaß und Abneigung gegen die fremde, speziell die westliche, Kultur ausgelegt und übersehen, daß anderseits der Karawanenhandel mit Syrien zu Lande vollkommen frei war, wie es z. B. die Bibel (Genesis 37 ꝛc.) schildert. Genau so wie die ostasiatischen Völker durch ihre Hilflosigkeit zur See und die Gewissenlosigkeit der europäischen Seefahrer zu einer mißtrauischen Absperrungspolitik gegenüber den „fremden Teufeln“ geführt wurden, mußten die Ägypter sich helfen. Hier wie dort finden wir Vertragshäfen mit unter eigener Regierung stehenden „settlements“ der Fremden (Naukratis!). Der griechische Seefahrer war ja ein ebenso verwegener wie verschmitzter Geselle, der geborene Korsar, stets bereit, aus einem friedlichen Kaufmann sich in einen Seeräuber und Sklavenjäger zu verwandeln, wo sich Gelegenheit bot. Diesen Leuten gegenüber war Ägypten geradezu wehrlos und konnte sie kaum auf seinem eigenen Grund und Boden überwachen, niemals auf der offenen See. Erst durch die starken Verbindungen mit Griechenland um 600 scheint darin etwas Wandel geschaffen worden zu sein; eine gewisse Seemacht ist offenbar damals entstanden. Aber die von Herodot berichtete Unterwerfung Cyperns unter die Könige des 6. Jahrhunderts wird doch wohl eher ein freiwilliger, der Furcht vor den Babyloniern entsprungener Anschluß gewesen sein als eine Eroberung durch jene gewiß bescheidene, offenbar im Ausland gebaute und mit Ausländern bemannte Flotte Nechos und seiner Nachfolger. In der griechischen Welt jener Zeit spielte das Geld des reichen Ägyptens eine wichtigere Rolle als die ägyptische Flotte, und die saïtischen Pharaonen haben gewiß nur mit Subsidien in die Politik des ägäischen Meeres eingegriffen, so wie das Perserreich in der Zeit seines Niederganges mit seinen „goldenen Bogenschützen“. So finden wir

es bei den Griechen geschildert und so wird es auch in älterer Zeit gewesen sein. Gewiß haben die ägyptischen Herrscher ihren politischen Einfluß an den Küsten der Osthälfte des Mittelmeeres häufig zur Geltung gebracht; schon die Seeräuberplage mußte sie dazu zwingen. Aber dabei bedienten sie sich gewiß nicht der Kriegsschiffe, sondern des Goldes aus ihren nubischen Bergwerken und ihrer reichgefüllten Getreidemagazine. Solcher Einfluß ist nun manchmal wirkungsvoller als der großer Heldenhaftigkeit, aber die Erfolge können natürlich nicht rühmend den Denkmälern anvertraut werden. Um Ägyptens Einfluß im ägäischen Meer feststellen zu können, müßten wir einmal die Akten des Finanzministeriums finden, die uns vielleicht über die Zwecke der besonders um 1500 öfter erwähnten Gesandtschaften aus den Keftoländern (d. h. dem Gebiet der mykenischen Kultur) aufklären würden. Jene mächtigste Zeit Ägyptens unter den Thutmosiden hat jedenfalls es nicht einmal gewagt, die Phönizien gegenüberliegende, wegen ihres Kupferreichtums besonders begehrenswerte[1] Insel Cypern (Arasa, keilschriftlich Alaschia genannt) sich zu unterwerfen; noch weniger ist dies bei den späteren Herrschergeschlechtern wahrscheinlich (s. o.).

Gegen die ersten Darlegungen der unkriegerischen Natur Ägyptens hat sich seinerzeit mancher wohlgemeinte aber ungeschickte Widerspruch erhoben. Die idealistische Betrachtungsweise mancher Ägyptologen der älteren Schule empfand es als ungerecht und als persönliche Beleidigung, einem so bedeutenden Kulturvolk kriegerische Tugenden abzusprechen und ihm nur eine bescheidene Rolle unter den Weltmächten zuzuweisen. Heutzutage ist es nicht mehr nötig, sich mit solchem Widerspruch ausführlich zu befassen. Für den Freund und Bewunderer des alten Ägyptens sollte aber immerhin darin keine Enttäuschung liegen, daß dieses Volk nie die Rolle gut gespielt hat, in der Hunnen, Mongolen u. s. w. am erfolgreichsten aufgetreten sind; Ägyptens Platz in der Kulturgeschichte der Menschheit bleibt um so sicherer bestehen, obwohl auch hier man sich vor Übertreibung in der Einschätzung zu hüten hat.

---

1) Die ältesten asiatischen Besitzungen der Ägypter sind die Kupferbergwerke nahe beim Berg Sinai. Ihre Bearbeitung läßt sich bis in die 3. Dynastie verfolgen und wird durch die absolute Metallarmut Ägyptens verständlich. Natürlich darf man daraus nicht schließen, die Ägypter hätten zugleich die Sinaiwüste samt ihren nomadischen Bewohnern beherrscht. Das hätte sich wohl überhaupt nicht durchführen lassen und war nicht beabsichtigt. Jene Kronbergwerke waren vereinzelte, nur von Bergleuten und einer militärischen Bedeckung bewohnte Vorposten Ägyptens und zogen keine Eroberungen mit sich. (Nachtrag zu S. 12—13.)

Inhalt.

Nachtrag zu S. 14—15. Eine kürzlich gefundene Inschrift lehrt, daß der kriegerischste Pharao der 12. Dynastie, Usertesen III., doch Kämpfe in Palästina (und vielleicht sogar darüber hinaus) geführt hat. Vermutlich lagen die politischen Verhältnisse günstiger für ihn als für seine Vorgänger, aber jener Feldzug brachte keinen dauernden Besitz oder Besitzanspruch. Überhaupt scheint es ein bloßer Raubzug (vgl. S. 11) gewesen zu sein (um dem in Nubien beschäftigungslos gewordenen Heer etwas zu thun zu geben?).

Literatur. Vgl. die verschiedenen Geschichten Ägyptens und als Spezialarbeit über die hier besprochenen Fragen: W. Max Müller, Asien und Europa nach den altägyptischen Denkmälern, 1894.

Die
Entzifferung der Keilschrift

Dargestellt

von

Dr. Leopold Messerschmidt

Mit 3 Abbildungen



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

5. Jahrgang, Heft 2.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, fortab nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also: AO. V 2 S. . . bez. AO. I 1 ² S. . .

Die Entzifferung der Keilschrift bis zur vollen Lesbarkeit konnte bei der Schwierigkeit und Kompliziertheit dieses Schriftsystems nur das Ergebnis längere Zeit dauernder Bemühungen und des Zusammenarbeitens einer ganzen Anzahl Gelehrter sein. Schritt vor Schritt mußten erst eine Reihe von äußerlich wahrnehmbaren Eigentümlichkeiten der Schrift klargestellt werden, ehe man an den Versuch gehen konnte, die Lautwerte der Zeichen ausfindig zu machen. Wenn somit in der folgenden Darstellung eine ganze Reihe von Männern genannt werden müssen, die zur endlichen Erreichung des Zieles beigetragen haben, so gebührt doch das Hauptverdienst den Wenigen, die zuerst die Werte von Zeichen erschlossen und damit ein wirkliches Lesen und Verstehen der rätselhaften Inschriften ermöglichten.

Jeder Versuch Inschriften mit gänzlich unbekannter Schrift zu entziffern, bei denen man gleichzeitig darüber im Unklaren ist, in welcher Sprache sie abgefaßt sein mögen, wird von den Eigennamen ausgehen müssen, um mit deren Hilfe zunächst die Lesung einiger Zeichen festzustellen, mit denen dann an anderen Stellen des Textes weiter probiert werden kann. Dann wird bald auch die Frage nach der zu Grunde liegenden Sprache eine Beantwortung finden, und es werden im günstigen Falle, wie dies bei den ägyptischen Hieroglyphen und der Keilschrift der Fall war, verwandte Sprachen, die man genau kennt, die Deutung jener neu erschienenen Sprache erleichtern. Soll aber der eben geschilderte Weg gangbar sein, dann ist die notwendige Voraussetzung dafür einmal, daß die Eigennamen sich durch irgendwelche Kennzeichen mitten aus den vielen unverständlichen Zeichen der Inschriften abheben, und sodann, daß wir von irgendwoher darüber belehrt werden, welche Namen eigentlich in den so gefundenen Zeichengruppen enthalten sind. Am einfachsten und leichtesten wurde bei den schon geschehenen Entzifferungen diese Belehrung immer dann gewonnen, wenn zwei- oder dreisprachige Inschriften vorlagen, d. h. wenn neben der zu enträtselnden In-

schrift genau derselbe Inhalt noch einmal in anderer Schrift und Sprache resp. noch zum dritten Mal in einer dritten Schrift und Sprache überliefert, und eine von diesen eine bekannte war. Daß die noch unverständliche Inschrift genau denselben Inhalt haben müsse, wie die daneben stehende, verständliche, dafür gibt es stets gewisse Kennzeichen, deren wichtigstes die der Wiederkehr gleicher Worte hier entsprechende Wiederkehr gleicher Zeichengruppen dort ist.

Bekanntlich wurden die ägyptischen Hieroglyphen mit Hilfe des gelegentlich der ägyptischen Expedition Napoleons 1799 bei Rosette gefundenen Steines entziffert. Dieser enthielt drei Mal dieselbe Inschrift: in Hieroglyphen, in demotischer und in griechischer Schrift und Sprache. Den letzteren Teil konnte man natürlich ohne weiteres lesen und verstehen. Und nun suchte man unter der Voraussetzung, daß der hieroglyphische und der demotische Teil Übersetzungen desselben seien, zunächst in ihnen die Zeichengruppen heraus zu finden, die die nach dem Griechischen zu erwartenden Eigennamen, wie Ptolemäus u. a., bezeichnen mußten und setzte dann diese Namen ein. Nicht so leicht war es den Keilschriftforschern gemacht. Zwar hat uns auch hier das Altertum dreisprachige, gleichlautende Inschriften überliefert. Da aber keiner der drei Teile dieser in einer bekannten Schrift geschrieben war, so stand man lange Zeit ratlos vor diesen Denkmälern des Altertums. Wie es schließlich menschlichem Scharfsinn dennoch gelungen ist, den Schlüssel zu diesem Rätsel zu finden, soll im Folgenden dargestellt werden.

Die Keilinschriften, die zuerst bekannt wurden, und an denen die ersten Entzifferungsversuche unternommen wurden, stammten von dem Boden des alten Perserreiches, hauptsächlich aus den Ruinen des alten Persepolis. Hier hatten an verschiedenen Punkten die Achämeniden-Könige ihre Inschriften in Keilschrift einmeißeln lassen und zwar zum größten Teil in drei verschiedenen Sprachen nebeneinander. Dabei steht stets der persische Text voran, dann folgt die Übersetzung desselben in neususischer Sprache, der Sprache der Provinz Susiana, und endlich die Übersetzung in der Sprache Babyloniens, das ja ebenfalls einen Bestandteil des großen Perserreiches bildete. Alle drei Texte waren in Keilschrift geschrieben, aber jeder derselben in einem besonderen, von den anderen verschiedenen System dieser Schrift. Das einfachste, aus nur 39 Zeichen bestehende war das des persischen Textes. Diese persische Keilschrift hat mit den anderen Systemen nur das Grundelement, den Keil, gemeinsam, während ihre je aus mehreren verschieden gerichteten

Keilen zusammengesetzten Zeichen völlig von denen jener abweichend sind. Sie wurde durch die persischen Könige geschaffen, wohl weil es Schwierigkeiten bot mit der babylonischen, den semitischen Sprachen angepaßten Schrift das Indogermanische zu schreiben. Der in der Mitte stehende Text war in einer zwar aus der altbabylonischen entwickelten, aber doch erheblich umgestalteten Keilschrift geschrieben, die im ganzen 111 Schriftzeichen aufwies. Während die persische Schrift mit ihren wenigen Zeichen fast eine reine Buchstabenschrift ist, ist diese neususische Schrift eine syllabische, d. h. ihre Zeichen bedeuten in der Hauptsache je eine ganze Silbe. Die dritte Reihe der dreisprachigen Inschriften schließlich ist in der babylonischen Keilschrift abgefaßt, dem kompliziertesten der drei Schriftsysteme, das aus mehreren Hundert Zeichen besteht, die Silben und ganze Worte bedeuten.

Die ersten Nachrichten über die in den Ruinen der alten persischen Königsresidenz Persepolis gefundenen Keilinschriften kamen im Jahre 1621 durch einen Brief des berühmten Reisenden Pietro della Valle nach Europa. In diesem waren einige Schriftzeichen abgebildet und in den Bemerkungen dazu, unter genauer Begründung, die Erkenntnis ausgesprochen, daß diese Schrift nicht wie andere orientalische Schriften von rechts nach links, sondern vielmehr von links nach rechts zu lesen sei. Während aber hier nur ein paar vereinzelte Zeichen mitgeteilt wurden, die somit nicht geeignet waren die Aufmerksamkeit besonders zu erregen, wurden im Verlauf der folgenden 150 Jahre durch andere Reisende mehrere vollständige dreisprachige Inschriften abgezeichnet und bekannt gemacht. Sogar eine viersprachige Inschrift auf einer Alabaster-Vase des Xerxes wurde 1762 durch den Grafen Caylus veröffentlicht. Auf dieser war die Legende: „Xerxes, der große König" außer in den oben genannten drei Sprachen noch in ägyptischer Sprache in Hieroglyphen beigefügt, die man jedoch damals ebensowenig lesen konnte. Obwohl nun diese Veröffentlichungen naturgemäß das Interesse weiter Kreise erregten, waren die Zeichen doch noch zu ungenau wiedergegeben um ein Eindringen in das Verständnis der Schrift zu ermöglichen. Zuverlässigere Abschriften der alten, sowie neuer Inschriften, die er 1765 in Persepolis an Ort und Stelle angefertigt hatte, gab erst 1788 Carsten Niebuhr heraus. Derselbe erkannte auch bereits, daß in den vorliegenden Texten drei ganz verschiedene Schriften oder Alphabete, wie er ganz allgemein sagte, zu unterscheiden seien, und daß die einfachste derselben im ganzen nur

42 Zeichen — so viele zählte er — aufweise. Seine Zuversicht erweckende Veröffentlichung der Inschriften gab nun erst den Gelehrten die Möglichkeit und damit auch den Anstoß zu einem intensiveren Studium der Texte als bisher.

Die Früchte desselben sollten nicht lange auf sich warten lassen. Im Jahre 1798 erkannte der Rostocker Orientalist Olav Gerhard Tychsen ganz richtig, daß in der einfachsten der drei Schriftarten ein schrägliegender, einzelner Keil, der immer nach einem Zwischenraum von mehreren Zeichen wiederkehrte, die Bestimmung haben müsse die einzelnen Worte von einander zu trennen. Aber er erfaßte diese Erkenntnis noch nicht mit voller Klarheit. Denn er glaubte zahlreiche Ausnahmen von dieser Regel annehmen zu dürfen, indem er wiederholt die zwischen zwei solchen Keilen stehende Zeichengruppe in mehrere Worte auflöste, und dadurch die Bedeutung des „Worttrenners" ziemlich hinfällig machte. Im Übrigen herrschte bei ihm noch große Willkür. Auch verfehlte er die Antwort auf die wichtigste und zuerst zu lösende Frage — nach den Urhebern jener Inschriften —, da er sie von den Arsaziden-Königen herleiten zu sollen meinte. Weiter sagte er zwar richtig als Erster, daß die Inschriften dreisprachig seien, glaubte aber andererseits, daß alle drei Schriftarten ein und dasselbe Alphabet enthielten. Weit sicherere Ergebnisse gewann ein anderer Gelehrter, der dänische Akademiker Friedrich Münter. Zur selben Zeit wie Tychsen und ganz unabhängig von ihm deutete er ebenfalls den schrägen Keil als Worttrenner. In einer längeren Ausführung wies er ferner auf Grund der geschichtlichen Verhältnisse nach, daß die Inschriften von den Achämeniden-Königen herrühren müßten, und daß ihre Sprache der des Zendavesta, des heiligen Buches des alten Persien, nahe stehen werde. Bezüglich der Schrift betonte er mit Niebuhr, daß drei verschiedene Systeme vorlägen, deren erstes augenscheinlich alphabetisch sei. Das zweite scheine syllabal zu sein „daher auch die Anzahl der Zeichen auf einer Tafel verhältnismäßig geringer sei", und das dritte sei wahrscheinlich eine Zeichenschrift für ganze Wörter. Alle drei seien aber höchst wahrscheinlich gleichen Inhaltes, da es in der alten Welt ziemlich gewöhnlich war, auf Monumenten denselben oder einen ähnlichen Inhalt in mehreren Sprachen auszudrücken. Als weiteren Beweis führte er an, daß, so oft sich in der ersten Schrift ein Wort wiederhole, sich auch in den beiden anderen jedesmal die entsprechenden Zeichen wiederholten. Die erste Schriftgattung, als die einfachste, unterwarf er natürlich zuerst einem Ver-

such der Entzifferung. Zunächst stellte er fest, welche Keilschriftzeichen am häufigsten vorkamen — in diesen glaubte er wegen der Häufigkeit Vokale sehen zu müssen —, dann, welche Vokale in der Zendsprache am oftesten begegneten. Darauf setzte er beide Resultate einander gleich. Eins dieser Zeichen, das er so als Vokal a (oder e) bestimmte, war richtig gefunden. Durch weitere, andersartige Versuche, die aber nicht als haltbar gelten können, bestimmte er das Zeichen für b richtig, durch Zufall. Sodann war er geneigt eine Gruppe, weil sie öfter, zuweilen sogar zwei Mal hintereinander wiederkehrte, mit „König" und „König der Könige" zu übersetzen. Aber die Mangelhaftigkeit des ihm vorliegenden Hilfsmaterials über die persischen Sprachen führte ihn von diesem richtigen Wege ab, und ließ ihn schließlich eine Religionsformel aus den Zeichen herauslesen.

Sehr eigentümlich nimmt sich neben dieser soliden, schon viel Richtiges enthaltenden Untersuchung der Versuch aus, den in den Jahren 1800 und 1803 der Helmstädter Professor Lichtenstein veröffentlichte. Er sagte, nichts sei leichter als diese Inschriften zu lesen und zu verstehen, ganz besonders aber die komplizierteste Schriftart. Man brauche nur ein wenig die Zeichen zu betrachten, um zu bemerken, daß sie nichts anderes seien als altarabische oder kufische Buchstaben. Bei jedem Zeichen bilde ein Teil der Keile die eigentliche Form des Buchstabens, die übrigen Keile seien nach Willkür, ohne Regel hinzugefügt. Die Schrift sei von rechts nach links zu lesen, entgegen allen bisherigen Annahmen. Die Sprache sei aramäisch, und die Ausdrücke seien durchaus denen des Koran ähnlich. So las und übersetzte er denn auch eine lange babylonische Inschrift ohne jedes Stocken, ohne irgend eine Lücke lassen zu müssen. Sie enthielt nach ihm eine Anrede des Priesters der Todesgottheit an in Trauer gekleidete Frauen, die am Gedenktage aller Seelen sich an den Gräbern ihrer gestorbenen Angehörigen versammelt hatten, um sich dort ihrem Schmerz hinzugeben. Er ermahne sie ihren Kummer zu mäßigen und sich bei den Göttern Trost zu suchen. In Wahrheit aber ist diese Inschrift eine juristische Urkunde über eine Landschenkung! Eine solche Willkür und Kritiklosigkeit, wie sie die angeführten Voraussetzungen dieser „Entzifferung" zeigen, mußte notwendigerweise einen derartigen Mißgriff zur Folge haben. Übertroffen wurde dies nur noch durch die Art, wie er den besonnenen Zeitgenossen, die etwa seinen Versuch als falsch zu erweisen versuchen würden, unehrliche Motive unterschob, indem er

schon vorweg als Grund ihrer Gegnerschaft die Scham darüber hinstellte, daß sie selbst diese „so einfache, in die Augen springende Verwandtschaft der Zeichen mit den kufischen Buchstaben" verkennen konnten.

Doch wenden wir uns dem Manne zu, der mit Scharfsinn und mit besonnener Anwendung der Gesetze des Denkens die Bahn zum Verständnis einer mehr als zwei Jahrtausende lang versunkenen Kultur wirklich gebrochen hat, Georg Friedrich Grotefend. Am 4. September 1802 legte dieser junge, deutsche Gymnasiallehrer in Göttingen der dortigen Gesellschaft der Wissenschaften seinen ersten Versuch vor. Was ihn, der in den orientalischen Sprachen fast gar nicht bewandert war, veranlaßte, sich mit diesen Inschriften zu befassen, sagte er selbst mit den folgenden Worten: „Im Juli, als mein Freund Fiorillo, Sekretär der Königlichen Bibliothek, beim Spazierengehen mit mir darüber verhandelte, ob der Inhalt von Schriften festgestellt werden könne, deren Alphabet und Sprache gänzlich unbekannt seien, behauptete ich, da ich schon von früher her gewohnt war Sätze der heimischen Sprache, die mit unbekannten Zeichen geschrieben waren, zu deuten, daß das sicherlich möglich sei. Als jener entgegnete, ich könne ihm das am besten beweisen, wenn ich z. B. eine von den Keilinschriften deuten könnte, versprach ich das zu tun, wenn er mir helfen würde, indem er mir alles mitteilte, was zur Information über diese Inschriften dienen könnte. Danach habe ich, mit Hilfe[1] meines Freundes, jene Schriftart, die schon Tychsen zu lesen versuchte, als die leichteste von allen vorgenommen, und das Glück hat mich so begünstigt, daß ich schon nach wenigen Wochen, nach Anwendung aller Entzifferungskünste, den größten Teil der Inschriften deuten konnte." Er untersuchte dabei die Inschriften und stellte, wie schon Münter, fest, daß alle drei Schriftarten, für die er ihrer Reihenfolge in den Inschriften entsprechend die Bezeichnung „erste, zweite, dritte Schrift" einführte, immer den gleichen Inhalt wiedergaben, sodaß, wenn eine verständlich wurde, die anderen beiden, danebenstehenden es auch wurden, da sie ja nur Übersetzungen waren. Da er weiter zwischen dem

1) In äußerlichen Dingen! Er sagt darüber an anderer Stelle: Mein Freund . . . . . . „der mir die erste Veranlassung gab, auch die ersten 8—14 Tage, in welchen ich bemüht war, die ersten allgemeinen Sätze über die Keilschrift zu begründen, mir treulich beistand, die für einen einzelnen Menschen nur allzumühselige Arbeit mir sehr erleichtern half, und überhaupt mich mit der nötigen Literatur der Keilschrift gefälligst bekannt machte."

Worttrenner, den er von Münter übernahm, oft 10 Zeichen fand, Worte aber, die aus 10 Silben bestanden, nicht gut denkbar waren, so konnten diese Zeichen nicht Silben, sondern nur Buchstaben bedeuten. Diese Annahme wurde auch dadurch unterstützt, daß die Schrift nur die beschränkte Zahl von 40 Zeichen aufwies. Ferner wies er nach, daß alle drei Schriftarten von links nach rechts zu lesen seien, und daß die Sprache der ersten Schrift wahrscheinlich Zend sei. Zur eigentlichen Entzifferung nahm er dann die beiden kurzen unter Abbildung 1 und 2 wiedergegebenen Inschriften[1] vor, die offenbar verwandten Inhalts waren. Da in den dreisprachigen

Abbildung 1.

Abbildung 2.

Inschriften die in der einfachsten Schrift geschriebene immer voransteht, schloß er, daß diese als die wichtigste betrachtet wurde und daher in der Sprache des Herrscherhauses abgefaßt sein müsse. Als Beherrscher Persiens aber zu jener Zeit nahm er nach Münters Beweisen die Achämeniden-Könige an. Ebenso übernahm er von Münter dessen Deutung einer öfter wiederkehrenden Gruppe von

1) In diesen habe ich zur Erleichterung der Verständigung arabische Ziffern vor die einzelnen Worte gesetzt. Man wird sehen, daß die Ziffern immer bei einem schrägliegenden Keil stehen, dem vor Grotefend schon erkannten „Wortteiler“. Die erste Inschrift besteht aus 14, die zweite aus 9 Worten. Die neususische und babylonische Übersetzung ist hier nicht mit abgebildet. Von beiden Inschriften ist also oben nur der Text wiedergegeben, der an erster Stelle stand und in persischer Keilschrift geschrieben war.

sieben Zeichen als „König“ (vergl. Abb. 1 Nr. 2. 4. 5. 6. Abb. 2 Nr. 2. 4. 5. 7), ohne sich durch die von jenem dagegen geäußerten Bedenken abhalten zu lassen, weil er, wie er sagt, „durch Tychsen's Schrift auf die Vermutung gebracht war, daß in diesen Inschriften, welche sich über den Abbildungen von Persischen Königen finden, ihre Titulatur zu suchen sei.“ Dazu kam aber noch, daß diese Gruppe, so oft sie auch in allen Inschriften vorkam, stets bis auf die Endung gleich blieb, also ein Eigenname keinesfalls sein konnte, und daß an ihrer Stelle einige Male nur ein Zeichen, zweifellos eine Abkürzung, geschrieben war. Dagegen war das erste, unmittelbar vor dieser Gruppe stehende Wort der Inschriften immer verschieden, offenbar also ein Eigenname. Indem er nun als Muster für die Titulatur die der Sassaniden, der späteren persischen Könige, nahm, übersetzte er die eine Inschrift (Abb. 2), indem er bloße Vermutungen mit Fragezeichen versah, folgendermaßen: N. N., der König, der große (?), der König der Könige, X, des Königs, Sohn, der Achämenide (?) — — —. Dabei beruhte die Übersetzung: „X, des Königs, Sohn“, auf dem, was eine Vergleichung mit der anderen Inschrift (Abb. 1) ergab. Er sah nämlich, daß das erste Wort dieser, in ihrem Anfang ganz ebenso gebauten Inschrift, also ebenfalls ein Königsname, in Nr. 2 nach dem Titel „König der Könige“ wiederkehrte, wobei nur ein Zeichen noch eingeschoben war. Aus dieser kleinen Veränderung des Namens schloß er, daß das Wort hier in einem anderen Casus, und zwar dem nach der Formel des Titels zu erwartenden Genitiv („des X Sohn“) gesetzt sei, und daß demnach der König N. N. hier als der Sohn des Königs bezeichnet werde, der in Nr. 1 am Anfang genannt war. „Völlig überzeugt, fährt er fort, daß hier zwei Könige aus der Dynastie der Achämeniden gesucht werden müßten ...., fing ich an die Reihe der Könige durchzugehen, und zu untersuchen, welche Namen den Charakteren der Inschriften sich am leichtesten anschmiegten. Cyrus und Cambyses konnten es nicht sein, weil die beiden Namen der Inschriften keinen gleichen Anfangsbuchstaben hatten; es konnte überhaupt weder ein Cyrus noch ein Artaxerxes sein, weil der erste Name im Verhältnis zu den Charakteren zu kurz, und der zweite zu lang war. Es blieben mir also nur die Namen des Darius (= X) und Xerxes (= N. N). übrig, und sie fügten sich in die Charaktere so leicht, daß ich in die richtige Wahl derselben keinen Zweifel setzen konnte. Dazu kam, daß in der Inschrift des Sohnes (Abb. 2) dem Vater gleichfalls der Königstitel beigelegt war, aber nicht so

in der Inschrift des Vaters (Abb. 1)." Zergliedert man nämlich die letztere, so ergibt sich folgender Inhalt: X, der König, der große (?), der König der Könige, der König — — (Wort 7) Y (= Wort 8) Sohn (= Abb. 2 Nr. 8), der Achämenide (?), — — — — — —. Die Titulatur des Königs ist also hier etwas umfassender. Das wichtigste ist aber, daß, wie die Wiederkehr desjenigen Wortes zeigt, das nach der Formel beide Male „Sohn" bedeuten muß, auch hier ein Vater und zwar der des Königs X genannt war, aber ohne daß ihm der Titel „König" beigegeben war. War nun der König X = Darius, dann mußte Y = Hystaspes, dessen Vater, sein, der aber ist tatsächlich nicht König gewesen. So ergab, wie Grotefend mit Recht betont, auch der rein äußerliche Befund, daß seine Annahmen richtig waren. Nun kam es darauf an, um die Buchstabenwerte richtig zu bestimmen, für die drei aus der griechischen Überlieferung stammenden Namensformen Hystaspes, Darius, Xerxes nach Möglichkeit die ursprüngliche persische Form zu gewinnen. Zu diesem Zweck wählte er die Formen, die jene Namen im alten Testament und in der Zendsprache hatten, und gelangte durch Einsetzung derselben zur Feststellung der Werte von 13 Buchstaben, von denen nur 4 unrichtig bestimmt waren, weil er die altpersischen Namensformen nicht genau getroffen hatte. Von größtem Interesse aber war es für ihn zu erfahren, wie das Wort, in dem er „König" vermutete, von den Verfassern der Inschriften ausgesprochen worden war, weil er daraus ersehen konnte, in welcher Sprache die Inschriften abgefaßt waren. Da nun glücklicherweise alle Buchstaben dieses Wortes bis auf einen in den drei Eigennamen vorkamen, so konnte er dieses jetzt lesen. Die Einsetzung der Zeichenwerte ergab das Wort „khscheh . ." und ein Lexikon der Zendsprache belehrte ihn, daß „khsche-i-o" in dieser Sprache so viel als „König" bedeutete. Damit hatte er die Gewißheit gewonnen, daß die Sprache der ersten Schriftart und damit der alten Perser das „Zend" gewesen sei. Daß indessen beide Sprachen nur miteinander verwandt sind, konnte er nicht sehen, weil das Studium auch der Zendsprache damals erst in seinen Anfängen stand. Der persische Titel „König" heißt, richtig gelesen: khschajathija.

Die beiden Inschriften lauten in Übersetzung, wie sie jetzt feststeht: Abb. 1: Darius, der große König, König der Könige, König der Länder, des Hystaspes Sohn, der Achämenide, welcher diesen Palast gebaut hat. — Abb. 2: Xerxes, der große König, der König der Könige, des Königs Darius Sohn, der Achämenide.

Werden die Werte der Keilschrift-Zeichen mit lateinischen Buchstaben wiedergegeben, so stellt sich der Inhalt der beiden Inschriften folgendermaßen dar:

Abbildung 1.

(1) D. A. Ra. Ja. Va. U. SCH. (2) CH. SCH. A. Ja. TH. I. Ja. (3) Va. Z. Ra. Ka. (4) CH. SCH. A. Ja. TH. I. Ja. (5) CH. SCH. A. Ja. TH. I. J. A. N. A. M. (6) CH. SCH. A. Ja. TH. I. Ja. (7) Da. H. J. U. N. A. M. (8) V. I. SCH. T. A. S. Pa. H. J. A. (9) P. U. TRa. (10) Ha. CH. A. Ma. N. I. SCH. I. Ja. (11) H. Ja. (12) I. Ma. M. (13) Ta. Ca. Ra. M. (14) A. K. U. Na. U. SCH.

Abbildung 2.

(1) CH. SCHa. J. A. R. SCH. A. (2) CH. SCH. A. Ja. TH. I. Ja. (3) Va. Z. Ra. Ka. (4) CH. SCH. A. Ja. TH. I. Ja. (5) CH. SCH. A. Ja. TH. I. J. A. N. A. M. (6) D. A. Ra. Ja. Va. Ha. U. SCH. (7) CH. SCH. A. Ja. TH. I. Ja. H. J. A. (8) P. U. TRa. (9) Ha. CH. A. Ma. N. I. SCH. I. Ja.

So hatte Grotefend in genialer Weise die Entzifferung und das Verständnis von Inschriften angebahnt, deren Zeichenwerte vorher gänzlich unbekannt waren, und zu denen keine Übersetzung existierte, die ihn etwa hätte anleiten können, wie das die griechische Übersetzung der ägyptischen Hieroglyphen-Inschrift von Rosette tat. Wenn er trotz dieser Schwierigkeiten zu einem Ziele kam, so ist das außer seinem Scharfsinn auch dem Umstande zu verdanken, daß die persische Keilschrift im Unterschiede von den beiden anderen, der neususischen und babylonischen, eine alphabetische Schrift mit nur 39 Zeichen ist, also ein Schriftsystem, das der Zahl seiner Buchstaben nach beschränkt und seinem ganzen Wesen nach höchst einfach und andern bekannten Alphabeten entsprechend ist.

Trotzdem bleibt Grotefend das Verdienst als erster durch geistreiche Schlußfolgerung den Zugang zu einer unerschöpflich reichen Literatur des Altertums eröffnet zu haben, wenn auch gleich hier, chronologisch vorgreifend, erwähnt werden muß, daß noch ein zweiter Gelehrter auf ähnlichem Wege selbständig, aber erheblich später, den Schlüssel zu den persischen Keilinschriften gefunden hat. Es war dies Henry Rawlinson, englischer Offizier in der persischen Armee, der als solcher Gelegenheit hatte, die Keilinschriften an Ort und Stelle zu studieren. Wenn er bei diesen Studien eine ganze Reihe von Entdeckungen selbständig und unabhängig gemacht hat, die inzwischen auch in Europa gemacht waren, so erklärt sich das aus seiner gänzlich isolierten Stellung an der Westgrenze des

persischen Reiches, infolge deren ihn Nachrichten über die in Europa gewonnenen Erfolge gar nicht, oder erheblich verspätet erreichten. So wußte er, wie er ausdrücklich betont, im Jahre 1835, als er zuerst anfing sich mit den Keilinschriften zu befassen, also 33 Jahre nach Grotefends Entzifferung, nichts weiter von dieser, als daß Grotefend einige Namen der alten Herrscher des Achämeniden-Hauses entziffert habe, aber weder etwas über die dabei benutzten beiden Inschriften, noch über die gewonnenen Zeichenwerte. Er selbst verwendete durch Zufall zwei andere Inschriften, die er selbst abgeschrieben hatte. Sein Bericht (aus späterer Zeit) darüber lautet: „Diese Tafeln enthalten zwei dreisprachige Inschriften, geschrieben von Darius Hystaspes und seinem Sohne Xerxes. Sie beginnen beide mit derselben Anrufung des Gottes Ormazd (mit Ausnahme eines einzigen Beiwortes, das in der Darius-Inschrift ausgelassen ist), sie enthalten dieselbe Aufzählung der königlichen Titel und dieselben Angaben über Abstammung und Familie, und sind tatsächlich identisch bis auf die Namen der Könige und ihrer jedesmaligen Väter. Als ich daher begann die beiden Inschriften Zeile für Zeile mit einander zu vergleichen (oder richtiger: die persischen Teile der beiden Inschriften; denn, da die Teile, welche die Inschrift in der persischen Sprache darbieten, auf den Tafeln die erste Stelle einnahmen und in der wenig komplizierten der drei Keilschriftarten geschrieben waren, wurden sie naturgemäß zuerst einer Prüfung unterzogen), fand ich, daß die Zeichen durchweg zusammentrafen, wenige, besondere Gruppen ausgenommen. Die Annahme lag daher sehr nahe, daß diese so gewonnenen, für sich stehenden Gruppen Eigennamen darstellen müßten. Weiter bemerkte ich, daß es unter diesen Gruppen in beiden Inschriften zusammen überhaupt nur drei von einander verschiedene gab. Denn die Gruppe, die in der einen Inschrift an zweiter Stelle stand und nach ihrer Stellung den Gedanken nahe legte, daß sie den Namen des Vaters des Königs darstellte, der dort erwähnt war, traf zusammen mit der Gruppe, die in der andern Inschrift an erster Stelle stand. Somit veranlaßte sie nicht nur eine Verknüpfung beider Inschriften mit einander, sondern schien auch, unter der Voraussetzung, daß diese Gruppen Eigennamen darstellten, eine genealogische Aufeinanderfolge anzudeuten. Die natürliche Schlußfolgerung war, daß ich mit diesen drei Zeichengruppen die Eigennamen erlangt hatte, die drei aufeinanderfolgenden Generationen der persischen Herrscher zugehörten. Glücklicherweise entsprachen die drei ersten Namen, die des Hystaspes, Darius und

Xerxes, die ich zufällig auf diese drei Gruppen ihrer Aufeinanderfolge entsprechend anwendete, in jeder Beziehung den Bedingungen, und waren tatsächlich die richtigen Lösungen."

So hatte er zufällig dieselben Königsnamen entziffert, wie Grotefend. Es gelang ihm aber sofort weitere Resultate zu gewinnen, da er bei seinem Aufenthalt in Persien mehrere weitere Inschriften und darunter eine außerordentlich lange von über 400 Zeilen entdeckte, die in Europa noch nicht bekannt waren und ihm reiches Material zu Vergleichungen und weiteren Schlußfolgerungen boten. Diese lange, dreisprachige Inschrift findet sich eingemeißelt auf der Fläche des Felsens von Behistan, nach dem die Inschrift jetzt allgemein benannt wird (im Zagros-Gebirge, etwa 5 Meilen östlich von Kirmanschah, und südwestlich von Teheran). Der Fels steigt sehr steil und unvermittelt aus der Ebene bis zu 540 m Höhe an. Etwa 100 m über seinem Fuß ist die Wand vollkommen geglättet, und hier, in völlig unzugänglicher Höhe, ist die Inschrift und darüber Reliefs eingehauen. Ob einst Stufen zu derselben hinaufführten, ist ungewiß. Spuren von solchen sind nicht mehr vorhanden. Die Reliefs stellen den König Darius dar, der seinen Fuß auf einen vor ihm am Boden liegenden Feind setzt, und vor ihm stehend, mit auf den Rücken gefesselten Händen neun Empörer. Von ihrer Empörung und Niederwerfung erzählt der König in der Inschrift. Die Anwendung der gefundenen Werte auf diese, die er in den Jahren 1835—37 unter großen, durch ihre Unzugänglichkeit und seine Berufstätigkeit veranlaßten Schwierigkeiten abschrieb, lieferte ihm durch ihre zahlreichen Namen bald eine Anzahl neuer Zeichenwerte. Als er daher endlich 1836 die Schriften Grotefends und Saint Martin's, der eine von ersterem abweichende, fast unbeachtet gebliebene, Zeichendeutung gegeben hatte, in die Hand bekam, sah er, daß er bereits weit über dieselben hinaus gekommen war. Zunächst setzte er seine Forschungen ruhig fort, bis zum Winter 1837/8. Auf seine dann nach Europa gesandte Bearbeitung des ersten Teils der Behistan-Inschrift (in der Meinung, daß man dort noch nicht weiter fortgeschritten sei) erhielt er Nachrichten über die durch Burnouf[1] gewonnenen neuen Ergebnisse, und 1839 auch über die Lassen's. Gleichzeitig gingen ihm tiefer als bisher eindringende Arbeiten über die Zendsprache und das Sanskrit zu, sodaß er nun durch deren Studium die Grammatik des Altpersischen

1) Das Nähere über die hier genannten Gelehrten siehe sogleich.

der Keilinschriften besser verstehen lernte. Obwohl er selbst unabhängig schon das meiste gefunden hatte, als er die Nachricht von den Ergebnissen Lassen's erhielt, sprach er doch seine unverholene Bewunderung über dessen Scharfsinn aus, durch den er so außerordentlich genaue Resultate bei einem so sehr beschränkten Material an Inschriften erhalten hatte.

Dieser Mangel an Inschriften verschuldete es wohl wesentlich, neben anderen Gründen, daß inzwischen in Europa so wenig an der Entzifferung gearbeitet worden war. Nach Grotefends epochemachender Entdeckung im Jahre 1802 trat ein langer Stillstand ein. Zwar veröffentlichte er selbst noch mehrere Arbeiten, aber seine Resultate in diesen waren nicht haltbar, da ihm die notwendigen Sprachkenntnisse fehlten. Erst 1826 wurde ein kleiner Fortschritt erzielt, als es dem norwegischen Professor Rask gelang die Endung des Genitiv Pluralis zu bestimmen und dadurch zwei weitere zu den bisher erkannten Buchstaben zu finden. Mehr war in Europa auch im Jahre 1835 nicht erreicht, als, wie gesagt, Rawlinson sich im Orient an die Entzifferung wagte, allerdings ohne Kenntnis auch dieses Wenigen. Aber gleich das folgende Jahr 1836 brachte im Abendlande einen erheblichen Fortschritt. Der französische Gelehrte Eugen Burnouf, ein vorzüglicher Kenner der Zendsprache, vermochte mit Hilfe einer Völkerliste in einer der persischen Keilinschriften für fast sämtliche Zeichen einen Buchstabenwert festzusetzen, wenn auch nicht immer richtig. Auf diese Liste hatte er auch den Professor der Sanskritsprache, Christian Lassen in Bonn, aufmerksam gemacht, der nun seinerseits fast gleichzeitig ähnliche, aber vollkommenere Resultate veröffentlichen konnte. Ihm war jedoch noch ein weiterer wichtiger Schritt gelungen. Nach den Werten, die man bisher den Zeichen beigelegt hatte, bekam man nämlich mehrfach Worte heraus, die nur aus Konsonanten bestanden und deshalb nicht auszusprechen waren. Er stellte daher die Behauptung auf, daß ähnlich wie bei dem indischen Alphabet, auch hier jedem Konsonanten beim Lesen ein a[1] anzuhängen sei, wenn nicht ein besonderes Vokalzeichen folgt. Erst durch diese Entdeckung war ein genaues, philologisches Verständnis der Sprache ermöglicht. Einige weitere Erkenntnisse, schärfere Bestimmungen einiger Lautwerte, wurden noch durch Ed. Beer und den Belgier Jacquet hinzugefügt. Das Inschriften-Material wurde vermehrt durch den Dänen Westergaard, ganz besonders aber durch die 1846 er-

1) Dieser Vokal ist zur Hervorhebung in der Umschrift auf Seite 12 stets klein geschrieben.

folgte Veröffentlichung der Behistan-Inschrift durch Rawlinson. Teils noch in demselben, teils im folgenden Jahre wurden durch Hincks in Dublin, Jules Oppert in Paris, und Rawlinson die letzten Feinheiten der Schrift und Sprache der persischen Keilinschriften klargestellt. Dabei ergab sich denn, wie auch die Umschrift (S. 12) ersichtlich macht, daß dieses Schriftsystem keine reine Buchstabenschrift war, wie man zuerst angenommen hatte, sondern daß die einzelnen Zeichen zuweilen ganze Silben bezeichneten.

Inzwischen hatte man auch die Entzifferung der zweiten Keilschriftgattung der Achämenideninschriften in Angriff genommen. Diese Schrift benutzte, wie im Laufe der Untersuchungen immer genauer festgestellt wurde, im ganzen 111 verschiedene Zeichen, war daher erheblich verwickelter als die erste Gattung mit ihren nur 39 Zeichen. Aus der großen Zahl der Zeichen folgerte schon Münter, daß diese zweite Gattung eine Silbenschrift sein müsse, d. h. eine Schrift, in der jedes einzelne Zeichen nicht einen Buchstaben, sondern eine ganze Silbe bedeutet. Eine solche Schrift aus sich selbst heraus zu enträtseln, ist natürlich unvergleichlich schwieriger, als eine alphabetische zu entziffern. So begann man denn erst diesen Versuch ernstlich zu unternehmen, nachdem durch Burnouf und Lassen die persischen Texte einigermaßen verständlich geworden waren. Nun fing man damit an für die aus diesen bekannten Eigennamen die in der zweiten Schriftgattung an entsprechender Stelle sich findenden Zeichengruppen herauszusuchen und durch Einsetzung der Namen dann die Silbenwerte der Zeichen festzusetzen. Den ersten Versuch machte 1837 Grotefend. Er entdeckte dabei, daß in dieser Schriftgattung jeder Eigenname durch einen davor gesetzten senkrechten Keil gekennzeichnet war. Ein Wortteiler wie in der persischen Schrift fand sich allerdings nicht, und das erschwerte die Abteilung der einzelnen Worte. So lange die Zahl der bekannten Texte gering war, waren auch die gemachten Fortschritte gering. Als aber der schon genannte Westergaard von einer Orientreise neues Inschriftmaterial mitbrachte, konnte er 1844 eine für die späteren Arbeiten grundlegende Untersuchung veröffentlichen. Neue Resultate gewannen Hincks 1846 und de Saulcy in Paris 1850. Der wichtigste Fortschritt aber wurde gemacht, als Rawlinson dem Londoner Professor Norris den in der zweiten Schriftgattung abgefaßten Teil der langen Behistan-Inschrift, der natürlich die Übersetzung des persischen Teiles bot, zur Verfügung stellte. Mit Hilfe der etwa 50 in diesem Text vorhandenen Eigennamen, die zu den

in schon bekannten Texten sich findenden etwa 40 hinzukamen, also ein weit reichlicheres Material zur Untersuchung darboten, als den Gelehrten in Europa zur Verfügung gestanden hatte, war es Rawlinson gelungen den größten Teil der Zeichen zu bestimmen. Er hatte dieses Resultat jedoch außer einigen daraus gezogenen Folgerungen (1847) nicht veröffentlicht, weil ihm seine Untersuchungen bei der Schwierigkeit des Gegenstandes noch nicht weit genug gediehen zu sein schienen. Als nun Norris diesen umfangreichen Text benutzen konnte, gelang es auch ihm fast alle Zeichenwerte ziemlich genau zu bestimmen und die Sprache in ihren Grundzügen festzulegen. Seine 1855 veröffentlichte Arbeit war die wichtigste auf diesem Gebiet erschienene. Weiterhin haben dann noch an der richtigeren Ausgestaltung der Einzelheiten eine ganze Reihe von Gelehrten gearbeitet, sodaß die Entzifferungsarbeit an dieser Schriftgattung in der Hauptsache als abgeschlossen gelten kann. Die Sprache bietet noch manche Schwierigkeiten. Ihre Zuweisung ist lange streitig gewesen, bis festgestellt wurde, daß es die Sprache der bedeutenden persischen Provinz Susiana gewesen ist.

Doch unvergleichlich wichtiger als die Entzifferung der ersten und zweiten Schriftgattung war die der dritten. Denn die beiden ersten wurden außer in den Achämenideninschriften überhaupt nicht angetroffen. Es existierte also augenscheinlich eine eigentliche Literatur in ihnen nicht, sodaß der Hauptwert namentlich der ersten, der persischen Keilschrift, bis heute darin besteht, daß sie den Schlüssel zur Enträtselung der dritten, der babylonischen Keilschriftgattung abgegeben hat. Der Wert der letzteren aber steigerte sich in den Augen der Gelehrten seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts immer mehr und das Verlangen sie gedeutet zu sehen wurde ein immer mächtigeres, als man erkannte, daß die von Jahr zu Jahr zunehmende Zahl von Schriftdenkmälern vom Boden des alten Babylonien, die nach Europa gebracht wurden und nur in einer einzigen Schriftart geschrieben waren, in den Zeichen abgefaßt war, die in den Achämeniden-Denkmälern die dritte Stelle einnahmen. Die wichtigsten historischen und kulturellen Aufschlüsse über das alte Babylonien und Assyrien durfte man sich aber versprechen, als seit 1843 durch den Französischen Konsul Botta der Palast des Königs Sargon in Khorsabad, und seit 1845 von dem Engländer Austen Henry Layard die Ruinen Ninive's ausgegraben wurden und aus diesen zahlreiche Denkmäler, die über und über mit Schrift bedeckt waren, in die europäischen Museen kamen.

Auch bei dieser Schriftgattung, wie bei der zweiten, konnte man natürlich einen Entzifferungsversuch erst unternehmen, nachdem der persische Text, als dessen bloße Übersetzung ja schon früh und mit Recht der babylonische Text angesehen wurde, in der Hauptsache verständlich geworden war. Ohne dieses Hilfsmittel einer verständlichen Übersetzung, das die Forscher bei ihren Untersuchungen der dritten Keilschriftgattung gegenüber in eine ähnlich günstige Lage versetzte, wie sie für die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen durch die griechische Übersetzung von Anfang an bestanden hatte, wäre es wahrscheinlich niemals gelungen die babylonische Keilschrift zu deuten. Denn die Schwierigkeiten, welche dieses komplizierteste der drei Schriftsysteme mit seinen weit über 500 Zeichen allen Versuchen entgegenstellte, waren so große, daß selbst erfolgreiche Gelehrte mehrfach an der völligen Lösung des Problems verzweifelten. Botta sprach 1848 aus: „dieses Studium ist sehr viel schwieriger, als es auf den ersten Blick zu sein scheint. Wenn man eine Lesung für die Namen des Darius, Ormuzd u. s. w. vorgeschlagen hat, glaubt man den Schlüssel des Problems zu haben. Aber je mehr man es prüft, um so mehr entfernt sich die Lösung. Das ist mir wenigstens begegnet, und es wird, glaube ich, allen denen begegnen, die die Entzifferung versuchen werden." Und Rawlinson bekannte 1850: „Ich will freimütig bekennen, daß nachdem ich jedes babylonische Zeichen und jedes babylonische Wort bemeistert habe, zu dem ich irgend einen Anhalt in den dreisprachigen Inschriften fand, sei es durch direkten Nachweis, sei es durch Schlüsse, ich mehr als einmal versucht gewesen bin, wenn ich mich dann bemühte, den so gewonnenen Schlüssel auf die Deutung der (einsprachigen) assyrischen Inschriften anzuwenden, das Studium ein für alle Mal aufzugeben, weil ich an der Erreichung auch nur irgend eines zufriedenstellenden Resultates völlig verzweifelte". Und das zu einer Zeit, als er eine längere historische Inschrift bereits in allem Wesentlichen richtig zu übersetzen verstand! Die große und damals noch nicht gelöste Schwierigkeit, die ihn zu jenen Worten veranlaßte, boten vor allem die Eigennamen, bei dem Mangel der Überlieferung über diese. „Kein Plutarch, sagte er, gibt, wie für Ägypten, die Namen der Götter, kein Manetho und Eratosthenes die Namen der Könige und die Ordnung der Dynastieen!"

Trotzdem hat der nicht genug zu rühmende Scharfsinn, die Geduld und die Energie einer ganzen Anzahl von Gelehrten die Schwierigkeiten verhältnismäßig schnell überwunden. Den Ausgangs-

punkt mußten, wie schon gesagt, die Eigennamen der dreisprachigen Inschriften bilden. Auch hier befand sich Rawlinson von vorn herein gegenüber den europäischen Forschern in einer begünstigten Lage. Während diese für die frühesten Untersuchungen in den ihnen zur Verfügung stehenden Inschriften nur etwa 40 Eigennamen als Forschungsmaterial besaßen, konnte der erstere bei seinen selbständig und unabhängig in fast völliger Isolirung im Orient gemachten Versuchen noch etwa 50 weitere Eigennamen verwenden, die ihm der babylonische Teil der großen Behistan-Inschrift bot. Die drei Teile derselben wurden ja nicht mit einem Male von ihm abgeschrieben und veröffentlicht, sondern nur nacheinander, entsprechend dem Gange seiner Studien der drei Schriftsysteme, und nachdem er sich selbst daran versucht hatte (1836/37 schrieb er den persischen, 1844 den susischen, 1847 den babylonischen Teil der Inschrift ab). So wurde auch bei dieser Keilschriftgattung wie bei den beiden anderen das Werk der Entzifferung gleichzeitig, aber von einander unabhängig auf zwei Schauplätzen vollbracht, einerseits von mehreren Gelehrten in Europa, und andererseits durch Rawlinson im Orient.

Um auch bei diesen Texten, wie bei den persischen, eine Vorstellung davon zu geben, wie es möglich war, in das Verständnis derselben einzudringen, möge hier der babylonisch geschriebene Teil der dreisprachigen Inschrift folgen, deren persischer Teil oben als Abbildung 2 wiedergegeben ist:

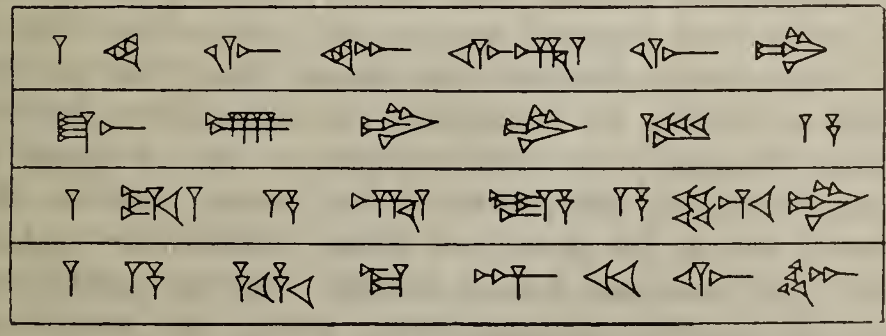


Abbildung 3.

Diesen Zeichen stand man noch, als man das Persische bereits in allem Wesentlichen richtig lesen und verstehen konnte, genau ebenso gegenüber, wie heute jeder Nichtkenner der Keilschrift. Nur wußte man, eben nach dem Persischen, daß der Inhalt des Textes sein mußte: Xerxes, der große König, König der Könige, Darius', des Königs, Sohn, der Achämenide. Sobald man nun aber den Text näher zu prüfen begann, war es von vornherein wahrscheinlich, daß

der Name „Xerxes“, wie im Persischen, am Anfang der Inschrift zu suchen sein würde, und daß sich das viermal vorkommende Wort „König“ auch durch viermalige Wiederkehr derselben Zeichen in der babylonischen Schrift bemerkbar machen mußte. Das letztere fiel nun auch sofort in die Augen: das Zeichen, welches am Ende der ersten Zeile steht, kehrt in der zweiten noch zwei Mal, und am Ende der dritten zum vierten Mal wieder. Ein Zweifel an der Gleichsetzung blieb um so weniger, als das Zeichen, genau wie die persische Gruppe, in der zweiten Zeile zwei Mal unmittelbar nacheinander gesetzt war, dem Ausdruck „König der Könige“ entsprechend. „König“ war also hier nur durch ein einziges Zeichen ausgedrückt, während es im Persischen mit sieben Buchstaben geschrieben war. Weiter mußten nun die zwei Zeichen, welche auf das erste „König“ folgen, nach der persischen Übersetzung „groß“ bedeuten, die ersten sechs Zeichen der ersten Zeile aber, wie vermutet, den Namen „Xerxes“ ausdrücken. Das erste dieser sechs Zeichen, ein senkrechter Keil, gehörte aber nicht zum Namen selbst. Denn schon 1837 hatte Grotefend, wie oben erwähnt, durch Vergleichung einer größeren Zahl von Inschriften gefunden, daß in der zweiten Gattung der Keilschrift, die manche Zeichen mit der dritten, um die es sich jetzt handelt, gemeinsam hat, ein solcher Keil vor jedem Eigennamen steht, um die danach folgende Zeichengruppe als einen solchen zu kennzeichnen. Ein derartiges Kennzeichen, das nicht ausgesprochen wird, sondern nur für das Auge zur Erleichterung des Verständnisses dasteht, und deren es mehrere gibt, pflegen wir „Determinativ“ zu nennen. Dasselbe Determinativ findet sich in unserer Inschrift am Anfang der dritten und der vierten Zeile. Die darauf folgenden Gruppen müssen also Eigennamen sein. Demnach muß sich der Übersetzung entsprechend in der dritten Zeile der Name „Darius“, und in der vierten der Name „Achämenide“ geschrieben finden. Das wird auch dadurch bestätigt, daß sich zwischen diesen beiden, dem Persischen entsprechend, das Zeichen für „König“ findet. Die einzige Gruppe, die noch nicht nachgewiesen ist, ist die für „Sohn“. Im Persischen folgt sie nach „König“. In unserer Inschrift ist aber an der entsprechenden Stelle kein Zeichen zu finden, da auf „König“ sofort der Name „Achämenide“ folgt. Somit mußte „Sohn“ hier dem Namen „Darius“ voranstehen. Und hier finden sich am Ende der zweiten Zeile tatsächlich noch zwei Zeichen, die bisher nicht gedeutet sind. Sind sie beide für das Wort „Sohn“ in Anspruch zu nehmen? In der Übersetzung steht davor: „König

der Könige", das Wort „König" also hier an zweiter Stelle im Plural. Wir dürfen danach erwarten, daß der letztere Umstand irgendwie im Babylonischen zum Ausdruck kommt, umsomehr als das Wort hier nur durch ein einziges, immer gleiches Zeichen angedeutet ist, also ohne irgendwelche Hinzufügung nicht erkennbar wäre, ob der Singular oder der Plural gemeint ist. Somit muß es als sehr wahrscheinlich erscheinen, daß das vorletzte Zeichen der zweiten Zeile noch zu „König" gehört — vielleicht als die Endung des Plurals o. ä. —, und daß demgemäß für „Sohn" nur das eine, letzte Zeichen dieser Zeile übrig bleibt. Es wäre also das Wort „Sohn" ebenso wie „König" nur durch ein einziges Zeichen wiedergegeben.

Nunmehr können wir die ganze Inschrift in ihre einzelnen Worte und Wortgruppen zerlegen, aber noch kein Wort oder Zeichen aussprechen. Wie sprachen die Assyrer diese aus, was hieß bei ihnen „König", „groß", „Sohn"? Das konnte niemand von vornherein wissen, da alle Nachrichten darüber fehlen. Aber wir besitzen dennoch ein Mittel, um zu erfahren, welche Werte die einzelnen Zeichen hatten. Wir haben ja in der ersten Zeile fünf Zeichen, aus denen der Name „Xerxes" zusammengesetzt ist, ebenso in der dritten sechs für den Namen „Darius", und in der vierten sieben für „Achämenide". Wenn wir also den Versuch machen diese Namen richtig auf die entsprechenden Zeichen zu verteilen, muß es gelingen die Zeichenwerte zu gewinnen und durch ihre Anwendung auf einsprachige Inschriften deren Sinn zu enträtseln. Dabei würden sich aber nun für den Laien genau dieselben Schwierigkeiten auftürmen, wie für die ersten Entzifferer, die Botta in den S. 18 angeführten Worten so lebhaft bezeugt. Es fehlen ja alle Nachrichten über eine ganze Reihe unentbehrlicher Vorkenntnisse! Welche Sprache sprachen die Babylonier und Assyrer? Sprachen sie überhaupt beide die gleiche? Wie groß diese Schwierigkeit war, kann man daraus ersehen, daß Einzelne das Indogermanische, nämlich Sanskrit, ja sogar das Slavische und noch ferner liegende Sprachen heranzogen, wenn auch alle Einsichtigen gleich von Anfang an richtig auf eine semitische Sprache rieten. Weiter: wenn wir mit unseren aus den dreisprachigen Inschriften gedeuteten Zeichen an irgend einen in Ninive gefundenen Text heranträten, fänden wir zum teil Zeichenformen, die den uns bekannten wohl ähnlich, aber nicht gleich wären. Dürfen wir sie einander gleich setzen? Das kann uns im Wesentlichen nur die Probe beweisen, wenn nämlich dabei verständliche

Worte herauskommen. Um das zu entscheiden, ist aber wieder genaue Kenntniß der Sprache nötig. Und ferner: welche Form müssen wir überhaupt, um die Zeichenwerte zu gewinnen, beim Einsetzen den Eigennamen der dreisprachigen Inschriften geben? Die persische Namensform z. B. für Artaxerxes lautet: Artachschatra, die babylonische aber, wie wir jetzt wissen, Artakschatsu! Auch nur eine irrtümliche Zeichendeutung hat aber, wie gerade die Geschichte der Entzifferung lehrt, zahlreiche, weitere Irrtümer im Gefolge. Welche Vorstellung endlich sollen wir uns von dem Wert der einzelnen Zeichen machen bei einer Schrift, die mehr als 500 verschiedene Zeichen aufweist? Ein eigentliches Alphabet kann das doch nicht sein. Auch scheint es von vornherein unabweisbar anzunehmen, daß mehrere Zeichen den gleichen Wert haben müssen, wir müßten denn vermuten, wie es Münter 1802 und vor ihm schon Zoëga tat, daß hier jedes Zeichen ein ganzes Wort bedeutet. Wie kann man aber mit solcher Schrift Eigennamen schreiben? Wir wissen, daß der Name Xerxes durch fünf Zeichen wiedergegeben ist. Die können doch kaum je ein ganzes Wort bezeichnen? Diese Fragen, die noch nicht alle Schwierigkeiten berühren, zeigen, welche Summe geistiger Arbeit erforderlich war, um die Aufgabe zu lösen.

Der Weg, welchen man dabei einschlug, war der oben an einer Inschrift dargelegte, natürlich nicht ohne manche Irrwege. Münter machte 1802 die Beobachtung, daß eine Anzahl der Zeichen der dritten Keilschriftgattung auf beschriebenen, einsprachigen Backsteinen wiederkehrten, die in den Ruinen Babylons gefunden waren. Dies war wichtig. Nach dem Fundort der Backsteine war er nämlich überzeugt, daß sie in Ostaramäischer, also einer semitischen Sprache abgefaßt seien. Wenn es daher zuverlässig nachgewiesen werden konnte, daß die Schriftformen der Backsteine ganz dieselben waren wie die der dritten Gattung der Achämeniden-Inschriften, so war damit zugleich als sehr wahrscheinlich erwiesen, daß die Sprache der letzteren ebenfalls semitisch war. Jener Beweis war aber deshalb nicht leicht zu erbringen, weil die Keilschrift ihre Formen während des mehrtausendjährigen Gebrauchs erheblich gewandelt hat, und weil auf den genannten Backsteinen die älteren, in der dritten Reihe der dreisprachigen Inschriften aber die jüngeren, neubabylonischen Formen zur Verwendung gekommen sind. Dem Scharfblick des Dr. Hincks glückte es 1846 zu entdecken, daß zwei längere Inschriften, die eine in alt-, die andere in neubabylonischen Zeichenformen geschrieben, in großen Teilen gleichlautend waren. Durch

ihre Vergleichung konnte er die verschiedenen Formen einander gleichsetzen und so den Beweis erbringen, daß Schrift und Sprache der Achämeniden- und der babylonischen Backsteininschriften zusammengehörten. Grotefend entdeckte in den vierziger Jahren, daß eine Zeichengruppe auf den Backsteinen den Namen Nebukadnezar bezeichnen müsse, und bestimmte in den dreisprachigen Inschriften die Gruppen, die nach der Übersetzung den Namen Cyrus, Hystaspes, Darius und Xerxes entsprechen mußten. Aber noch glückte es nicht die Zeichen zu lesen. Als 1843 Botta seine erfolgreichen Ausgrabungen in Khorsabad, auf assyrischem Boden, begann, und zahlreiche Inschriften zu Tage kamen, erkannte er, daß auch hier dasselbe Schriftsystem vorlag, wie bei der dritten Gattung der dreisprachigen Texte. Man durfte also hoffen durch Anwendung der von den letzteren zu gewinnenden Zeichenwerte auf die ersteren den Namen des Königs zu bestimmen, der jenen alten Palast erbaut hatte.

Der erste, der diesen Versuch machte, im Jahre 1845, war der Schwede Isidor Löwenstern. Er stellte fest, daß die Schrift von links nach rechts zu lesen sei, und sprach die Vermutung aus, daß die Sprache der Inschriften semitisch sei. Er erkannte richtig die Zeichen für „König“, für „groß“, und das Pluralzeichen. Das letztere, ein Determinativ, deutet an, daß das voranstehende Wort im Plural steht. Es ist das vorletzte Zeichen der zweiten Zeile in der oben S. 19 wiedergegebenen Inschrift. Aber seine Versuche den Königsnamen zu deuten mußten mißglücken, da der Name in der von Botta eingesandten Abschrift fehlerhaft geschrieben war. In einer zweiten, 1847 erschienenen Schrift gelang es ihm etwas weiter zu kommen. Er konnte bereits einige philologische Beweise für den semitischen Charakter der assyrisch-babylonischen Sprache erbringen. Auch verwarf er selbst seine erste Arbeit. Gleichzeitig aber stellte er eine irrtümliche Hypothese auf, welche die weiteren Forschungen erschwerte. Als er nämlich die 19 in den ihm damals bekannten dreisprachigen Inschriften sich findenden Eigennamen sorgfältig mit einander verglich, fand er, daß ein und derselbe Eigenname (nach Ausweis der persischen Übersetzung), wenn er sich öfter wiederholte, in der babylonischen Schrift mehrmals mit zum teil anderen Zeichen geschrieben war. Da er nun den Zeichen nach Analogie der semitischen Schrift, die im allgemeinen nur die Konsonanten der Worte schreibt, die Werte von bloßen Konsonanten gab, konnte er sich den vorliegenden Tatbestand nur durch die Annahme erklären, daß in der babylonischen Keilschrift für jeden Konsonanten mehrere

Zeichen vorhanden waren, die unterschiedslos, je nach Belieben des Schreibers, für einander eintreten konnten. Er nannte solche Zeichen Homophone, Gleichlauter. So fand man z. B. für den Konsonanten r nicht weniger als sieben ganz verschiedene Zeichen, von denen in den Eigennamen mit r bald das eine, bald das andere verwendet war. Das Faktum war richtig beobachtet, aber falsch gedeutet, und es dauerte noch mehrere Jahre, bis die richtige Erklärung gefunden wurde.

Von demselben Jahre an erschienen nun fast gleichzeitig eine große Anzahl von Abhandlungen über die Inschriften, von verschiedenen europäischen Gelehrten geschrieben, sodaß es oft schwer ist zu entscheiden, wieviel der Einzelne bei der Abfassung seiner Schrift von den Ergebnissen der Mitarbeiter schon gekannt hat. Doch sind viele Beobachtungen, da sie in Vorträgen wissenschaftlicher Gesellschaften mitgeteilt wurden und in deren Berichten erst später an die Öffentlichkeit kamen, mehrfach und von einander unabhängig gemacht worden. Ganz besonders verdient genannt zu werden der englische Geistliche Dr. Edward Hincks, der mit bewundernswertem Scharfsinn bei wenig umfangreichem Material fast alle Eigentümlichkeiten der babylonischen Schrift richtig gedeutet hatte ehe Rawlinson 1850 seine Ergebnisse veröffentlichte, deren Gewinnung ihm die große Behistan-Inschrift so wesentlich erleichterte. Bereits im August 1846 (wahrscheinlich 1847 erschienen) konnte Hincks aussprechen: Die dritte Schriftgattung stimmt in Zeichen und — wenigstens größtenteils — in der Sprache überein mit den in Babylonien gefundenen Inschriften. Die Zeichen bedeuten teilweise einfache Laute, teilweise Kombinationen. Für denselben Laut existieren oft zwei oder mehr Zeichen. Die assyrische und die babylonische Sprache scheinen vieles mit den semitischen Sprachen gemeinsam zu haben. Die Zeichen der zweiten und der dritten Keilschriftgattung sind vielfach gemeinsam und haben dann, mit einigen Ausnahmen, denselben, oder fast denselben Lautwert. Sehr wichtig ist nun das Beispiel, das er hier anführt: das Zeichen pa der zweiten Gattung ist pa im Assyrischen und ba im Babylonischen. Man sieht daraus, daß er schon damals richtig die babylonischen Zeichen, teilweise wenigstens, als Silbenzeichen und nicht als einfache Konsonantenzeichen zu lesen versuchte. Er gab dem hier besprochenen nicht, wie später Löwenstern, den Wert p, sondern pa, also Konsonant + Vokal. Wenige Monate später, November und Dezember 1846 (wohl erst 1848 erschienen), konnte er schon weitere Fortschritte melden: „Der dritten

Gattung der Persepolis-Schrift kann der Name der babylonischen mit vollkommener Zuversicht gegeben werden.“ Zugleich führt er seine Auffassung der Schrifteigentümlichkeiten hier näher aus. Man ersieht daraus, daß er bei den Silbenwerten, die er den Zeichen gibt, fast nur an die Folge: Konsonant + Vokal, nicht aber an die ebenso häufige: Vokal + Konsonant denkt. Die Schrift bietet oft Zeichenfolgen wie as-sa oder is-sa oder an-ni. Diese liest Hincks: s(a)-sa, n(a)-ni, indem er annimmt, daß in solchem Falle, wenn nämlich der Konsonant beider Zeichen derselbe ist, der erste Konsonant seinen ihm folgenden Vokal verliere. Die Schreibung s-sa, welche dasselbe bedeute, wie das einfache sa, sei nur eine umständlichere, nach dem Belieben des Schreibers gewählte. Hat er auch hierin geirrt, so hat er doch schon mehrere Determinative ganz richtig ihrem Wesen nach erkannt. Die babylonische Schrift bezeichnet viele Worte nur durch ein einziges Zeichen. Man nennt diese: Begriffszeichen oder Ideogramme. Ein solches ist z. B. in der oben S. 19 mitgeteilten Inschrift das Zeichen für „König“, ebenso das für „Sohn“. Wenn aber eines dieser Zeichen, etwa das für „Gott“, im fortlaufenden Texte verwendet wird, nicht um ausgesprochen zu werden, sondern nur um anzudeuten, daß die darauf folgende Zeichengruppe einen Namen, hier also einen Gottesnamen bezeichnet, so bezeichnet man es als Determinativ (S. 20). Diese Eigentümlichkeit nun wies Hincks für die Ideogramme „Gott“ und „Land“ richtig nach. Am Schluß fügte er ein Verzeichnis von 76 Zeichen an, bei denen er die altbabylonischen Formen fast durchweg richtig mit den neubabylonischen identifizierte, und für 26 derselben die Silbenwerte vollkommen richtig bestimmte, darunter auch schon einige mit der Lautfolge Vokal + Konsonant, wie usch und asch. Mit dieser Abhandlung war daher schon eine genauere Erkenntnis des Wesens der Schrift erreicht, als mit der später erschienenen Löwensterns. Ein im Januar 1847 gehaltener Vortrag des englischen Gelehrten brachte weitere Fortschritte in derselben Richtung.

Die Arbeiten, welche der französische Gelehrte de Saulcy in diesem Jahre veröffentlichte, verwarf er selbst später als mißglückt. Mehr erreichte dagegen der Archäologe de Longpérier 1847. Er stellte nach den dreisprachigen Inschriften die Zeichen und Zeichengruppen fest, welche „König, groß, mächtig, Land“ u. s. w. bedeuten mußten und konnte infolgedessen eine der von Botta gefundenen Inschriften richtig übersetzen, ohne jedoch ein Wort aussprechen zu können:

„Palast des . . ., des großen Königs, des mächtigen Königs, des Königs der Heerscharen, des Königs vom Lande Assur.“ Im September desselben Jahres gelang es ihm auch den Namen des Königs zu lesen. Mehrere Gelehrte hatten schon nach äußeren Anzeichen vermutet, daß der Palast von König Sargon (Jesaia 20,1) herrühre. Longpérier wies darauf hin, daß das erste Zeichen der Keilschriftgruppe dieses Namens dasjenige sei, welches sonst „König“ bedeute. Das sei nur dann zu erklären, wenn das babylonische Wort für „König“ ebenso laute, wie der Anfang des Namens Sargon, der sehr wahrscheinlich hier gemeint sei. Nehme man nun „sar“ als Aussprache dieses Zeichens, so brauche man nur an das Hebräische „sar“ (Fürst) zu denken, um zu sehen, daß die Bedingung erfüllt sei. Dieselbe Entdeckung machte genau zur selben Zeit auch Botta. Gleichzeitig lieferte dieser Gelehrte ein kostbares Material für alle weiteren Untersuchungen. Als er die zahlreichen Inschriften, die er in dem Sargons-Palast auffand, abschrieb, entdeckte er, daß eine ganze Anzahl derselben den gleichen Inhalt hatten. Bei näherer Vergleichung zeigte sich aber, daß im Einzelnen viele Verschiedenheiten auftraten. Da, wo in dem einen Text ein Ideogramm, ein einzelnes Zeichen, stand, fand sich im anderen eine Gruppe von mehreren Zeichen. Oft waren aber auch nur einzelne Zeichen an den entsprechenden Stellen von einander abweichend. Da an der Übereinstimmung des Inhalts kein Zweifel war, konnte er alle diese Abweichungen lautlich einander gleichsetzen und erhielt so eine große Liste wertvoller Gleichungen von einzelnen Zeichengruppen und Zeichen. Er konstatierte auch, daß niemals ein Wort sich über das Ende einer Zeile hinaus auf die folgende erstreckt. Durch alle diese Mittel konnte er den Text in seine Worte zerlegen, ohne ein einziges lesen zu können, oder zu wollen, da er nicht als Entzifferer auftreten wollte. Ein weiteres, wichtiges Ergebnis, das ihm gelang, war die Feststellung, daß auch die Ausläufer der Worte, die grammatischen Endungen, genau dieselben waren, wie bei der dritten Schriftgattung in den Achämeniden-Inschriften, daß demnach ebenso sicher, wie die Schriftzeichen, auch die Sprache der drei- und der einsprachigen Denkmäler dieselbe war, was bisher nur eine Vermutung war, die die Versuche erst näher bestätigen sollten.

Eine Mischung aus vielem Richtigen und ebensoviel Falschem enthielten die Arbeiten, welche de Saulcy 1849 veröffentlichte. Er machte hier zum ersten Mal den Versuch längere Texte, den babylonischen Teil der dreisprachigen Inschriften, in Buchstaben zu

umschreiben, zu übersetzen und näher zu erläutern, indem er sie Wort für Wort zergliederte. Aber seine Annahme, daß die Schrift alphabetisch sei, daß alle die zahlreichen Zeichen, deren Botta 642 gezählt hatte, mit wenigen Ausnahmen nichts als verschiedenartige Darstellungen von nur fünf Vokalen und sechzehn Konsonanten sein sollten, war völlig verfehlt. Dagegen wies er allerdings an einer Reihe von Wörtern wirklich überzeugend nach, daß die assyrisch-babylonische Sprache mit dem Chaldäischen, wie er es nannte, und dem Hebräischen eng verwandt war. Das Wesen der Schrift aber war bereits kurz vorher durch Hincks fast bis in alle Einzelheiten klar erkannt worden. In einer Abhandlung vom Juni 1849 (erschienen 1850) legte er über die Ergebnisse seiner Forschungen während der letzten zwei Jahre Rechenschaft ab. Einige Nachträge dazu vom Januar und Februar 1850 formulierten dieselben noch schärfer. Das wichtigste Erkenntnis war, daß es in dieser Schrift „kein einziges Zeichen gibt, das nur einen einfachen Konsonanten bezeichnet, sondern daß die Zeichen vielmehr darstellen einen Konsonanten mit vorangehendem oder folgendem Vokal“. Wenn man also bisher immer geglaubt hatte z. B. sieben „Homophone“ für r zu haben, so ergab sich jetzt, daß dies in Wirklichkeit sieben Zeichen mit ganz verschiedenen Werten waren, nämlich ra, ri, ru, ar, ir, er, ur. Trat nun in einem mehrmals vorkommenden Eigennamen eins dieser Zeichen für das andere ein, so hatte das, wie jetzt klar wurde, zugleich einen Wechsel des Vokals zur Folge. Bisher hatte man z. B. den Namen Cyrus trotz des Zeichenwechsels stets K-r-sch gelesen. Nachdem aber nun die Erkenntnis gewonnen war, daß alle Zeichen je eine Silbe mit feststehendem Vokal bedeuteten, mußte man das eine Mal Ku-ru-usch (= Kurusch), das andre Mal Ku-ra-asch (= Kurasch) lesen. Dadurch gewann die Sprache der Inschriften mit einem Schlage ein ganz anderes, klar verständliches Aussehen, sodaß es Hincks bereits gelang einen Einblick in den Bau des Verbums zu bekommen, der in höchstes Erstaunen versetzt. Aber diese interessante Abhandlung bietet noch mehr solcher Erkenntnisse. Er weist z. B. nach, daß es auch für die anderen Konsonanten der r-Reihe entsprechende Reihen gibt: z. B. ba, bi, bu, ab, ib, ub u. s. w. Er erkennt weiter, daß eine Anzahl Zeichen nicht nur einen Silbenwert haben, sondern daneben noch einen Ideogrammwert, d. h. daß sie zuweilen auch ein ganzes Wort bedeuten. So bedeutet das Zeichen mit dem Silbenwert at öfter auch „Vater“, das mit dem Wert a auch „Sohn“ u. s. w. Wie

ein solches Wort als Ideogramm zu lesen sei, sei oft mit Hilfe von Paralleltexten festzustellen, wo das Wort voll ausgeschrieben sei. Wo z. B. in einem Text das Zeichen für „Haus“ zu lesen sei, stehe im andern bi-ti. Danach müsse das Zeichen als Ideogramm also „bit“ gelesen werden. Das Nebeneinander von Ideogramm- und Silbenwert in einem und demselben Zeichen sucht er durch die Annahme zu erklären, daß der letztere aus dem ersteren entstanden sei, indem man den Anfang des ersteren nahm. Diese nach Analogie der ägyptischen Hieroglyphen gegebene Deutung hat sich als nicht richtig erwiesen. Bei einigen Zeichen aber vermochte er die Tatsachen auf diesem Wege nicht zu erklären, weil die beiden Werte keinen Laut mit einander gemeinsam hatten. Für diesen Fall vermutete er, wie sich gezeigt hat, ganz richtig, die Entstehung des Silbenwertes aus einer fremden Sprache. Allerdings dachte er dabei an indogermanischen Ursprung. Da über diesen Punkt erst spätere Inschriftenfunde einen anderen, richtigeren Aufschluß gaben, ist sein Irrtum erklärlich. Dagegen traf die folgende Behauptung wieder das Richtige: „Einige Zeichen bedeuten nicht nur für sich allein ganze Worte, sondern auch solche, aber anderen Inhaltes, wenn sie mit einem anderen Zeichen verbunden sind, indem diese Zusammensetzung nur auf die Begriffe, nicht auf die Laute der Zeichen abzielt.“ Zwei Zeichen, die für sich „Haus“ und „groß“ bedeuten, und dann bit und rab zu lesen sind, bedeuten, wenn sie zusammenstehen, nicht „großes Haus“, sondern „Palast“, und sind dann nicht bitrab zu lesen, sondern anders, wie — das wußte er noch nicht (: ekallu!). Zwei andere Zeichen „Sohn“ und „Weib“, bedeuten, wenn sie zusammenstehen, „Tochter“. Auch hier war ihm die Lesung noch nicht bekannt, und doch hatte er die Tatsache völlig richtig erfaßt. Dasselbe gilt auch von den Determinativen wie „Gott, Mensch, Land, Stadt.“ Er sagt: diese „werden gebraucht als Determinativ-Präfixe vor Worten, die lautlich vollständig sind ohne sie.“ „Sie scheinen alle (ganze) Worte dargestellt zu haben, und viele von ihnen hatten auch noch Silbenwerte.“ In der Zeichengruppe: Land-a-ra-bi = Arabien, ist „Land“ nicht auszusprechen, da es als „Determinativ“ nur andeuten soll, daß a-rá-bi ein Landesname ist. Ist aber anderswo das Wort „Land“ selbst beabsichtigt (z. B.: der Fluß überschwemmt das Land), dann ist „matu“ auszusprechen. Daneben hat aber das Zeichen zuweilen noch einen Silbenwert. Ein weiteres Ergebnis seiner Untersuchungen war die Erkenntnis, daß die Schrift außer den Zeichen für Silben,

die aus Konsonant + Vokal oder Vokal + Konsonant bestehen, auch solche für Silben nach dem Schema Konsonant + Vokal + Konsonant kennt, wie sur, kan. Darauf führte ihn die Beobachtung, daß in wiederkehrenden Worten das eine Mal ein einziges Zeichen an der Stelle stand, wo das andere Mal zwei Zeichen sich fanden z. B. ka-an. Danach mußte das erstere beide Werte in sich vereinigen, also den Wert „kan" haben. Mit den angeführten Ergebnissen hatte er die wichtigsten Eigentümlichkeiten dieser Schrift enträtselt bis auf eine, die man als „Polyphonie" (Vielwertigkeit) bezeichnet. Viele Schriftzeichen haben nämlich neben ihrer Ideogrammbedeutung nicht allein noch einen einzelnen Silbenwert, sondern sogar deren mehrere. Indessen auch hier war der geniale Forscher bereits auf dem Wege zur Erkenntnis der Wahrheit. Für ein Zeichen, das als Ideogramm „König" bedeutet, erkannte er aus seiner Verwendung in den Inschriften ganz richtig die zwei Silbenwerte „man" und „nisch". Da die Erscheinung von ihm nur an diesem einen Zeichen beobachtet war, erschien sie ihm noch als eine Ausnahme. Auf dem einmal eingeschlagenen, richtigen Wege weiterschreitend hätte er aber sicherlich auch die letzten Schwierigkeiten allein überwunden, wenn nicht gerade jetzt ein ebenso glücklicher und scharfsinniger Forscher mit seinen Ergebnissen an die Öffentlichkeit getreten wäre, die teilweise schon etwas weiter gediehen waren, weil ihm ein umfangreicheres Material zur Verfügung stand: Rawlinson.

Im Januar und Februar 1850 gab er die Resultate seiner Bemühungen der Öffentlichkeit kund und im folgenden Jahre veröffentlichte er endlich den babylonischen Originaltext der großen Behistan-Inschrift, den er schon seit langem mitzuteilen versprochen hatte. Dazu fügte er eine Übersetzung und eine genaue Begründung derselben. In der erstgenannten Abhandlung gab er an, daß es ihm gelungen sei die Werte von etwa 150 Zeichen zu bestimmen. Dabei aber äußerte er sich dahin, daß dieselben zu einem Teil einfache Buchstaben seien. Dieser Ausspruch zeigt, daß er hier in der Erkenntnis des Richtigen von Hincks bereits überholt war. Dagegen hatte er schon deutlich erkannt, daß manche Zeichen mehrere Silbenwerte haben, und formulierte das 1851 dahin: „es kann über allen Zweifel hinaus nachgewiesen werden, daß ein sehr großer Teil der assyrischen Zeichen polyphon (mehrwertig) ist". Die weiteren Ausführungen fallen mit Erkenntnissen von Hincks zusammen, nur ist bei diesem das Verständnis grammatischer Formen erheblich klarer. Rawlinson wiederum war im Stande mit Hilfe der Behistan-In-

schrift sowie der übrigen persischen Inschriften etwa 200 babylonische Wörter ihrer Bedeutung nach festzustellen und mit ihrer Benutzung noch weitere 300 in den einsprachigen assyrischen Denkmälern. Daher vermochte er eine längere assyrische Inschrift des Königs Salmanassar II (860—824) in größeren Teilen schon ziemlich getreu zu übersetzen. Seiner 1851 erschienenen Abhandlung konnte er ein Verzeichnis von 246 Zeichen mit ihren meist richtig bestimmten Werten beigeben.

So war in allem Wesentlichen, bis auf einen noch zu erwähnenden Punkt, die Grundlage für das Verständnis der babylonisch-assyrischen Inschriften geschaffen. Die weiteren Studien, an denen sich Rawlinson, Hincks, de Saulcy, Oppert und neu in die Reihe eintretend, Fox Talbot, Joachim Ménant, Eberhard Schrader und nach ihm eine große Zahl deutscher Gelehrter beteiligten, betrafen die immer genauere Bestimmung der Zeichenwerte und vor allem der Grammatik. Daneben aber waren diese Gelehrten auch gezwungen vor der Mitwelt mehrfach Rechenschaft abzulegen über die völlige Zuverlässigkeit der Resultate der Entzifferung, da man an der Eigentümlichkeit des dabei gewonnenen Schriftsystems, besonders an der Polyphonie (Mehrwertigkeit) der Zeichen den größten Anstoß nahm und behauptete, eine solche Schrift sei undenkbar, weil sie der Willkür bei der Lesung und Übersetzung der Texte Tür und Tor öffne. Wie sei es möglich, daß zwei Gelehrte unabhängig von einander bei der Übersetzung einer Inschrift den mehrlautigen Zeichen stets an der gleichen Stelle den gleichen Wert beilegten und so den gleichen Sinn herauslāsen? Ein Versuch zeigte es. Im März 1857, als Rawlinson, Hincks, Oppert und Talbot gleichzeitig in London waren, wurden ihnen auf Veranlassung des Letzteren vier lithographierte Abschriften einer langen, eben gefundenen, assyrischen Inschrift von der Asiatischen Gesellschaft überreicht, mit der Aufforderung zur Einsendung einer selbständig und unabhängig gefertigten Übersetzung in versiegeltem Umschlag. Als man diese dann öffnete, ergab sich, daß die vier Übersetzungen in der Hauptsache übereinstimmten. Damit war erwiesen, daß Regeln für die Lesung existierten, welche die Willkür ausschlossen, aber noch nicht, daß diese Regeln selbst richtig waren, und darum verstummte der Widerspruch auch jetzt noch nicht. Das geschah erst, als Schrader in mehreren lichtvollen, klaren und erschöpfenden Abhandlungen gezeigt hatte, daß die Basis der Entzifferung eine völlig solide war und die Resultate derselben, so eigenartig sie vielfach

erschienen, doch mit den Überlieferungen des Altertums in vollkommenem Einklange standen (1869 und 1872).

Damals hatte auch das letzte Rätsel seine Lösung gefunden, das noch 1852 und später den Gelehrten die größten Schwierigkeiten bereitete, die Lesung der Eigennamen. So sicher man auch bereits alle anderen Worte las und verstand, bei den Eigennamen konnte man absolut die Form nicht herauslesen, die nach historischen und anderen Gründen darin enthalten sein mußte. So wußte man zuverlässig, daß eine gewisse Gruppe den Namen Nebukadnezar enthielt; wenn man aber den Zeichen die bekannten Werte gab, bekam man den Namen An-ak-sa-du-sis, ähnlich statt Salmanassar: Di-ma-nu-bar u. s. f. Wie war das zu erklären? Das Rätsel löste sich erst, als die Ausgrabungen in Ninive eine große Zahl von Tontafeln aus Licht förderten, durch welche die Assyrer selbst den europäischen Gelehrten zu Hilfe kamen. Sie haben nämlich Listen hinterlassen, die zu besonderen Zwecken angefertigt waren, und in denen sowohl zu einfachen Zeichen wie zu Zeichengruppen die Silben- und Begriffs- (Ideogramm-) Werte zusammengestellt waren. Eine genaue Untersuchung und Vergleichung dieser Listen führte zu der Erkenntnis, daß die Lesung der Eigennamen deshalb mißglückt war, weil man sie syllabisch und nicht ideographisch gelesen hatte. Man hatte den einzelnen Zeichen die Silbenwerte gegeben, die sie auch sonst hatten, während man ihnen, da die babylonisch-assyrischen Namen fast durchweg mit Ideogrammen geschrieben werden, hier ihre Ideogrammwerte hätte beilegen sollen. Vor Kenntnis jener Listen wäre das allerdings nur selten möglich gewesen, da man die meisten dieser letzteren Werte noch nirgendwo angegeben fand. Nun aber wandelte sich die Gruppe An-ak-sa-du-sis sehr leicht in den gewünschten Namen um: den Zeichen an-ak sprach eine Liste den Ideogrammwert: ilu na-bi-um d. h. „Gott Nabu" zu, eine Parallelstelle in den Inschriften zeigte, daß die Gruppe sa-du den Begriff ku-dur-ru (= Grenze) bezeichne, und wieder eine Liste, daß das Zeichen, welches den Silbenwert sis hat, daneben auch das ganze Wort na-za-ru (= schützen) bezeichnen könne. Da diese Eigennamen immer einen ganzen Satz bedeuten, mußte in diesem Fall von dem Verbum die Form des Imperativ „schütze" = uzur gebildet werden, so daß der ganze Name nun zu lesen war: Nabu-kudurri-uzur („Nebo, schütze meine Grenze"). Wenn diese Namensform nicht ganz der uns geläufigen entspricht, insofern als in ihr ein r nach d folgt, während wir gewohnt sind ein n an der Stelle dieses r zu sprechen

so erklärt sich das daraus, daß die Form „Nebukadnezar," die sich im Alten Testament und bei griechischen Schriftstellern findet, eine Umbildung aus der richtigen ist. Diese, Nebukadrezar, die dem Babylonischen näher kommt, aber nicht in den allgemeinen Gebrauch übergegangen ist, liest man jedoch auch in den genannten Schriften neben der anderen. So erhielt man einen Einblick in die Bildung der Eigennamen und die Regeln für ihre Lesung, und damit war auch die letzte größere Schwierigkeit beseitigt, die noch bestanden hatte.

Gleichzeitig aber gaben diese Listen auch den unerschütterlichen, weil durch die Assyrer selbst erbrachten Beweis dafür, daß man nicht nur die Zeichenwerte, sondern auch die verschiedenen Erscheinungen dieses Schriftsystems vollkommen richtig gedeutet hatte.

Um eine Vorstellung von der Beschaffenheit desselben gegenüber dem persischen zu geben, möge hier die auf S. 19 abgebildete Inschrift in lateinischen Buchstaben umschrieben folgen:

(Determinativ vor Personennamen). Chi-schi-'[1]-ar-schi scharru
rabu-u schar scharrâni (Pluralzeichen) apal
(Determinativ) Da-a-ri-ia-a-musch scharru
(Determinativ) A-cha-ma-an-nisch-schi-'.

Das heißt: Xerxes, der König, der große, der König der Könige, der Sohn des Darius, des Königs, der Achämenide. Es mag auffallen, daß die Eigennamen hier mit lauter einzelnen Silbenzeichen geschrieben sind, entgegen dem, was oben bei der Besprechung des Namens Nebukadnezar über die Ideogrammschreibung in solchen Fällen bemerkt wurde. Diese Abweichung erklärt sich daraus, daß die Namen „Xerxes, Darius und Achämenide" keine babylonischen und daher auch nicht aus einzelnen babylonischen Worten zusammengesetzt sind. Nur solche aber konnte man mit Ideogrammen schreiben, Fremdworte dagegen mußten Laut für Laut wiedergegeben werden.

1) ' bedeutet einen ganz leisen Hauchlaut.

Die Wiederentdeckung Ninives

Dargestellt

von

Dr. Rudolf Zehnpfund



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1903

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

5. Jahrgang, Heft 3.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, fortab nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren, ev. noch mit hochstehender Ziffer die Auflage andeutend, also z. B.: AO. V, 3 S. . . bez. AO. I, 1^2 S. . .

„Sonst ersahe ich auch außerhalb gleich vor der Stadt ein hohen runden Bihel, der schier gantz durchgraben und von armen Leuten bewohnt wirt, wie ichs dann offtermals hab in großer Anzahl (als die Ohnmaysen in irem hauffen) sehen auß und einkriechen. An der stet und in der gegne hierumb, ist vor Jaren gelegen die mechtige Stadt Ninive, welche (von Assur erstlich erbawet) unter den Potentaten der ersten Monarchi, eine zeitlang biß auf den Sennacherib und seine Söne die Hauptstatt in Assyrien gewesen."

So schreibt 1583 der deutsche Arzt Leonhart Rauwolff,[1] der 1575 von Mosul aus die merkwürdigen Hügelformationen auf dem jenseitigen Ufer des Tigris beobachtete. Schon vor ihm hatten andere Reisende die gleiche Kunde vernommen, daß Mosul gegenüber die Ruinenstätte des alten Nineve zu suchen sei — eine Kunde, die auch in späteren Zeiten nie ganz in Vergessenheit geriet. So besuchten John Cartwright, Pietro della Valle, Tavernier u. a. die Ruinenhügel in dem guten Glauben, daß unter ihnen das alte Nineve begraben läge. Indeß fanden sich auch Stimmen, welche die Wahrheit dieser alten Tradition anzweifelten. Ihnen gegenüber versuchte als erster der gelehrte Däne Carsten Niebuhr eine Begründung der alten Meinung zu geben auf Grund seiner 1766 erfolgten genauen Durchforschung des Ruinenfeldes. Diese Reisebeschreibung[2] ist noch heute lesenswert wegen der für damalige Zeiten so sehr seltenen Nüchternheit und gedrängten Sachlichkeit. Obwohl die Stätte des alten Nineve zu Anfang des 19. Jahrhunderts bekannt war, die Stadt selbst und ihre Geschichte war verschollen.

Da waren es die staunenerregenden Funde in Persepolis und die geniale Entzifferung der altpersischen Keilschrift durch Georg Friedrich Grotefend, welche das Interesse für die Ruinen der

1) Zitiert aus Hilprecht Explorations 1903, p. 8³.
2) C. Niebuhr, Reisebeschreibung nach Arabien und anderen umliegenden Ländern. Bd. II. 1778.

Euphrat-Tigrisländer aufs neue weckten. Mit dem 19. Jahrhundert brach das Zeitalter systematischer, wissenschaftlicher Durchforschung des Zweistromlandes an.

Claudius James Rich, der Geburt nach Franzose, der Erziehung und politischen Laufbahn nach Engländer, der leider zu früh, im 34. Lebensjahre an der Cholera verstorbene Bevollmächtigte der East India Company in Baghdad, hat den Ruhm, die Wiederauffindung Ninives in erfolgreichster Weise vorbereitet zu haben. Nachdem er bereits 1812 im Alter von 25 Jahren eine Abhandlung über die Ruinen von Babylon geschrieben,[1] welche als erste topographisch getreue und selbst Kleinigkeiten sorgsam beachtende Arbeit zu gelten hat, wandte er seine Aufmerksamkeit auch den Hügeln bei Mosul zu. Schon waren in den Ruinen Babylons mannigfache Funde von keilschriftbedeckten Gegenständen gemacht. Rich hatte den ersten jener tonnenförmigen Tonzylinder erworben, auf denen die Könige über ihre Bauten berichten; er sammelte die ersten Tontäfelchen, welche in der Hauptruinenmasse Babylons, im Qasr, gefunden waren; er war es auch, in dessen Hände die erste in Ninive gefundene Keilschrifttafel gelangte. Nach einem Besuch der assyrischen Ruinenhügel Erbil, Nebi Junus und Qujundjik wandte er seine besondere Aufmerksamkeit der sechs Stunden stromabwärts von Mosul gelegenen Schuttmasse Nimrud zu. In der unglaublich kurzen Zeit von einigen Stunden zeichnete und vermaß er das Ruinenfeld und lieferte darauf eine durchaus zuverlässige Beschreibung dieser Hügelmasse. Ein vier Monate währender Aufenthalt in Mosul bot Rich dann reichliche Muße, seine Forschungen zu verfolgen, zu deren Gegenstand er zunächst die Hügel gegenüber der Stadt erwählte, in denen man die Reste Ninives vermutete. Er sammelte eifrigst alle Altertümer, deren er dort habhaft werden konnte und nahm einen genauen Plan der ganzen Gegend auf, aus welchem sich bereits die Gesamtausdehnung der alten Stadtlage vermuten ließ, etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 Meilen breit und 4 Meilen lang. Nachdem diese Arbeit getan war, konnten die immer noch wieder laut werdenden Zweifel bezüglich der Stadtlage des alten Ninive, wie sie noch Jean Otter gehegt hatte, nicht länger aufrecht erhalten werden. Ferner war durch die Ähnlichkeit der assyrischen Funde mit den babylonischen bewiesen, daß die Kultur beider Völker fast die gleiche war, ja sogar sich derselben Art Schrift, der Keil-

1) C. J. Rich, Memoirs on the Ruins of Babylon. London 1815.

schrift, bediente. Von einer riesenhaften Bildhauerarbeit, die man vor seiner Ankunft zum Staunen aller Bewohner von Mosul aus einem der Hügel zu Tage gebracht, hatte Rich leider nichts mehr zu sehen bekommen, da der Ulema in seiner abergläubischen Beschränktheit die Skulptur hatte so gründlich zerstören lassen, daß nicht ein Stück erhalten blieb. Mitten aus seinen verheißungsvollen Forschungen heraus rief der Tod den ersten erfolgreichen Pionier assyrischer Archaeologie ab. Alle seine Funde und Karten kamen nach England und wurden der Grundstock der riesigen vorderasiatischen Sammlungen des British Museum in London.[1] Von hier, von London aus, sollte der Antrieb kommen zu den Hauptarbeiten auf dem Ruinenfelde.

Dr. Julius Mohl, ein junger deutscher Orientalist, kam nach Paris, um bei dem großen Arabisten Sylvestre de Sacy das Studium des Arabischen eingehend zu betreiben. Von Paris aus besuchte er auch London und sah dort die von der East India Company aus dem Zweistromlande herübergebrachten Fundstücke. Sofort stand bei ihm die Meinung fest, daß an den Fundorten dieser Keilschriftbrocken unermeßliche Literaturschätze zu finden sein müßten. Nachdem er im Laufe der Jahre in Paris eine seiner Gelehrsamkeit würdige Stellung gefunden hatte, suchte er eifrig für weitere Nachforschungen Stimmung zu machen. Er selbst hatte wegen seines Amtes als Professor des Persischen und aus anderen Gründen keine Aussicht, selber im Orient weilen zu können. Aber seine Begeisterung sollte doch nicht spurlos verwehen. In Paul Emil Botta fand sich der Mann, den Mohl für seine Pläne gewinnen konnte. Im Alter von 37 Jahren erhielt Botta die Verwaltung des 1842 neubegründeten französischen Vize-Konsulats in Mosul. Von Hause aus Naturforscher, war er in seiner früheren Stellung als Konsul in Alexandrien bereits mit warmem Interesse den archäologischen Arbeiten im Pharaonenlande gefolgt und erschien so dem Dr. Mohl als der rechte Mann, das auszuführen, was er selbst nicht in Person vollbringen konnte. Mit flammender Begeisterung stellte Mohl es dem jugendlichen Vize-Konsul vor, daß es eine Notwendigkeit, ja eine Ehrenpflicht sei, die großartigen Vor-

1) Erst 1836 sind die Pläne und der Text der von Rich gefundenen Keilschrifttafel veröffentlicht unter dem Titel Narrative of a Residence in Koordistan and on the site of ancient Niniveh. Siehe auch A. Jeremias, Artikel „Ninive und Babylon" in Hauck's Realencyklop. f. prot. Theol. 3. Aufl. XIV, (demnächst erscheinend).

arbeiten eines Rich, die fast der Vergessenheit anheimzufallen drohten, weiterzuführen. So ist deutscher Einfluß, deutsche Begeisterung eines der treibenden Momente gewesen in der Geschichte dieser ruhmreichen Ausgrabungen. Freilich zunächst schien Botta, der mit ganzer Seele die Begeisterung Mohls teilte, kein allzugroßer Ruhm zu winken.

Am 25. Mai 1842 kam er in Mosul an. Diese heutzutage nicht unbedeutende Stadt war damals ein ziemlich kleiner Ort mit elenden Häusern auf dem rechten (westlichen) Ufer des Tigris. Um die Hebung der Stadt scheint sich Botta (nach Roger's Urteil) nicht sehr gekümmert zu haben. Sein Blick und seine Gedanken schweiften hinüber nach dem jenseitigen Ufer des Flusses. Von den fernen Bergen her ließ sich stundenweit der Lauf des Choser verfolgen bis zur Einmündung seiner trüben Fluten in den Tigris. Die weitgedehnte Ebene, die er durchschnitt, wurde nur durch wenige armselige Christendörfer belebt. Das einzige Auffallende in dieser Steppe waren die zahlreichen Ruinenhügel, die einzeln oder in gedrängter Masse das Auge fesselten. Da ragte am Choser der Nebi Junus empor, gekrönt mit einer dem Propheten Jonas geweihten Moschee, dem ungeübten Blick kaum als künstlicher Hügel erkennbar. Weiter nach Norden an der andern Seite des Choser lag Qujundjik, eine weit ausgebreitete Hügelbildung, von der aus Spuren einer Umwallung in oft unterbrochener Linie nach dem Nebi Junus zu führen schienen. Weiter in der Ferne, 14 englische Meilen nach NNO von Mosul, am oberen Choser zeichnete sich am Horizonte ein Hügel ab, der nach dem darauf erbauten Dörfchen Chorsabad genannt war.

An welcher Stelle mit den Ausgrabungen beginnen? so mochte wohl Botta fragen angesichts dieses ungeheuren Ruinenfeldes. Er hatte gehofft, in Mosul irgend welche Ziegelstücke mit Keilschriftresten aufzuspüren, an deren Ursprungsort er mit den Nachforschungen hätte anfangen können, aber diese Hoffnung war nicht in Erfüllung gegangen. Endlich erfuhr der Forscher, daß die Bewohner der elenden Dörfer des Ruinenfeldes ihren Baukalk aus großen Steinplatten herstellten, die in den Hügeln verborgen seien. So wurde nach einigen Erwägungen im Dezember 1842 an dem Hügel Qujundjik der erste Spatenstich getan. Eine schwere Enttäuschung war Botta beschieden: die Arbeit vieler Wochen brachte nur zerbrochene Keilschriftziegel und wenige Reliefbruchstücke zu Tage. Nur ein Ergebnis war gewonnen, der endgültige Beweis war erbracht, daß die Hügel bei Mosul wirklich Ruinenhügel waren, unter denen die alten Bauten

von Nineve begraben lagen. Trotz aller Mißerfolge sammelte Botta jedes kleine Alabaster- und Ziegelstück, das gefunden wurde. Dies Beginnen erregte die Verwunderung eines Bauern aus Chorsabad, der mit anderen Neugierigen der Arbeit der Europäer zuschaute. Als er hörte, daß man nach beschriebenen Steinen suchte, forderte er Botta auf, nach Chorsabad zu kommen, wo es deren in Menge gäbe. Allein der Gelehrte wollte Qujundjik nicht auf diese bloße Rede eines einfachen Landmannes hin aufgeben. Erst als bis Ende März 1843 noch kein Erfolg sichtbar war, schickte er einige Arbeiter nach Chorsabad, selbst nur mit geringem Zutrauen der neuen Arbeit entgegensehend. Nachdem er sich endlich überzeugt, daß Ziegelstücke von dort wirklich Keilschrift und nicht, wie er befürchtet, arabische Kritzeleien aufwiesen, erst da erschien er persönlich auf diesem Arbeitsfelde.

Er kam gerade dazu, als die Arbeiter eine wohlerhaltene Mauer, offenbar einen Teil eines Gebäudes, von der Außenseite her bloslegten. Diese Mauer umschloß einen Raum, der angefüllt war mit einer Menge von zerbrochenen, durch Feuer zu Kalk gebrannten, dicht mit Inschrift bedeckten Reliefbildwerken auf Alabasterplatten. Weitere Gräben führten in anstoßende Räume mit besser erhaltenen Skulpturen. Nur einen Tag blieb Botta an diesem ersten ergiebigen Fundort assyrischer Altertümer. Am 5. April 1843 schrieb er an Julius Mohl. Ein zweiter Brief über die inzwischen trotz der Quertreibereien des Pascha von Mosul fortgeführten Ausgrabungen verschaffte Botta eine Unterstützung von 3000 Frcs. von der französischen Regierung. Der charakterlose, habgierige Mohammed Pascha, dessen Name in wenig rühmlicher Weise mit den ersten Ausgrabungen bei Mosul verknüpft ist, suchte jedoch die weiteren Nachforschungen zu hintertreiben. Erst am 4. Mai 1844 nach Überwindung unsäglicher Schwierigkeiten wurde Botta durch einen Firman des Sultans in Konstantinopel die Erlaubnis zu weiteren Grabungen erteilt. Unter großen Beschwerden, besonders gefährdet durch das mörderische Klima, ward die Arbeit wieder aufgenommen, stets von neuem durch die Schikanen des Mohammed Pascha erschwert. Ein Gemach nach dem andern ward blosgelegt. In allen Räumen waren die Wände überkleidet mit großen Kalksteinplatten voll herrlicher Bildwerke und Keilinschriften. Einen ebenbürtigen Gehilfen hatte Botta von der Regierung zugesellt erhalten in dem Überbringer des Firmans, dem Maler M. E. Flandin, der mit geschickter Hand alle die prächtigen Fundstücke zeichnete; so wurden auch jene Re-

ließ, die an der Luft zerfielen, wenigstens im Bilde der Wissenschaft erhalten. Assyriens alte Kulturwelt feierte in Chorsabad ihre Auferstehung. Freilich war's immer noch nicht Nineve selbst, das man ausgegraben, sondern nur die große Burg des Königs Sargon mit ihren von Flügelstieren bewachten Portalen und Prunkgemächern. Dr. Mohl's Hoffnungen aber waren durch diese Entdeckungen in herrlichster Weise erfüllt und neidlos veröffentlichte er den Wortlaut aller Briefe, die ihm Botta schrieb.[1] Eine tiefgehende Aufregung ergriff infolge dieser Berichte die gebildeten Kreise in ganz Frankreich, eine Aufregung, die noch wuchs, als 1846 in Havre die ganze Ausbeute der Botta'schen Ausgrabungen glücklich gelandet wurde, um in den Louvre überführt und der staunenden Welt gezeigt zu werden. Im Oktober 1844 hatte Botta seine Arbeiten in Chorsabad zum Abschluß gebracht, um alsbald auf Kosten der Regierung die Beschreibung der Ausgrabungen und die gesamten Zeichnungen Flandins in einem herrlichen Prachtwerke zu veröffentlichen, das in fünf Bänden erschien.

Doch größere Überraschungen als Botta's Entdeckungen sollten der Welt in Kürze bereitet werden.

Schon 1840 hatte Austen Henry Layard (geboren 1817 zu Paris als Kind englischer Eltern), der auf mancherlei Wanderungen mit orientalischen Sitten und Anschauungen vertraut geworden war, zum ersten Male die Ruinen besucht, die einst Rich bestimmt als die Reste Ninevės bezeichnet hatte, und seitdem hatte ihn der Wunsch nicht verlassen, an diesen Stellen selbst Ausgrabungen zu unternehmen. 1842 wurde er mit Botta bekannt, den er unermüdlich zum Beginn der Nachforschungen antrieb, wie er denn auch noch vor Mohl's Veröffentlichung der Botta'schen Briefe zuerst in der Malta Times die Auffindung der Sargonsburg durch Botta bekannt machte. Im Herbst 1845, nicht lange nach Beendigung der französischen Arbeiten in Chorsabad, stellte Sir Stratford Canning, einer der edelsten Kunstmäcene aller Zeiten, Mr. Layard die nötigen Mittel zur Verfügung, um in Ninive und Nimrud Grabungen zu unternehmen. Noch war in Mosul der ränkevolle und gefürchtete Mohammed Pascha, genannt Keritli Oglu (Kretersohn) am Ruder. Sein Willkürregiment bekamen Eingeborene wie Fremde in gleicher Weise zu fühlen. Hätte dieser Tyrann von den Absichten Layards etwas erfahren, so würde er sie sicherlich von vornherein verhindert

1) Journal Asiatique, Serie IV. Vol. 2—5.

haben. Deshalb verließ Layard die Stadt mit nur wenigen Begleitern unter dem Vorwande, wilde Eber jagen zu wollen, und fuhr stromabwärts bis Naifa, unweit der Ruinen von Nimrud. Ein bloßes Absuchen des Ruinenfeldes brachte ein kleines Reliefbruchstück in Layards Hände, welches offenbar durch Feuer gelitten hatte. Das war ihm der Beweis für das Vorhandensein ähnlicher Überreste wie in Chorsabad. Awad, Layards Quartiergeber in Naifa, führte ihn darauf zu einem Stück Alabaster, das etwas aus dem Boden hervorragte, aber unbeweglich festsaß; sofort ward nachgegraben, und es zeigte sich, daß man die obere Kante einer großen Steinplatte vor sich hatte. Nun begannen alle Arbeiter Layards, die inzwischen durch sechs Araber verstärkt waren, die Platte freizulegen und stießen dabei auf eine zweite Platte. An demselben Morgen wurden noch 10 solcher Platten aufgedeckt, welche ein Viereck bildeten mit einem Eingang in der einen Ecke. Leider waren alle diese großen Alabastertafeln zu Kalk verbrannt und drohten an der Luft zu zerbröckeln. Der zweite Tag brachte den Forscher in ein neues Zimmer, in dem er auch einige prächtige Elfenbeinschnitzereien fand. Mehrere Tage wurden so immer neue Wände mit Inschriften blosgelegt, Bildhauerarbeiten aber wurden nicht gefunden. Layard kehrte nach Mosul zurück. Dort hatte der Pascha bereits durch seine Spione die falsche Nachricht erhalten, der Engländer habe einen großen Schatz entdeckt. Layard stellte sich dem Gestrengen vor und erreichte, wider Erwarten, die Bewilligung, eine ganze Reihe von Hügeln untersuchen zu dürfen. Leider war diese Untersuchung ergebnislos, so daß er sich doch wieder nach Nimrud zurückbegab, wo die Arbeiter noch viele schriftbedeckte Wände freigelegt hatten. Endlich fand man am 28. November die ersten 2 Platten mit prächtigen Reliefs. Layard sah sofort, daß diese Kunstwerke an Vollendung denen aus Chorsabad weit überlegen waren. Am selben Abend aber noch wurde zu seiner unangenehmen Überraschung die Fortführung der Ausgrabungen vom Pascha verboten. Ganz im Stillen aber forschte Layard trotzdem weiter, bis er die Gewißheit hatte, daß der Hügel Nimrud die Reste ausgedehnter Bauten enthielt. Nun wandte er sich an seinen Gönner Sir Stratford Canning, um durch ihn einen Firman zu weiteren Grabungen zu erlangen. Zur gleichen Zeit ereilte auch den Mohammed Pascha die wohlverdiente Strafe der Absetzung um seiner grausamen Bedrückung des armen Volkes willen. Ein freundlicher, vor allem aber gerechter Beamter trat in der Person des Hafis Pascha an seine Stelle.

So konnte unter besseren Auspizien die Glanzperiode der assyrischen Ausgrabungen beginnen. Es lohnt auch heute noch reichlich der Mühe, die (nicht eben gewandt ins Deutsche übertragenen) Berichte Layards im Original zu lesen,[1] in denen er mit dramatischer Lebendigkeit sein ganzes Wirken schildert.

Im Februar 1846 entdeckte er das älteste der in Nimrud vorhandenen Palastgebäude voll prachtvoll erhaltener, nicht vom Feuer beschädigter Skulpturen. In dem zuvor gefundenen Gebäude waren ersichtlich ältere Bildwerke als Baumaterial verwertet, denn verschiedene Reliefs standen auf dem Kopfe. Hier jedoch war alles wohlerhalten an seiner Stelle. Wie reich an spannenden Episoden diese Arbeiten waren, zeige folgende Beschreibung Layards:

„An dem dieser Entdeckung folgenden Morgen ritt ich nach dem Lager des Scheikh Abd-er-Rahman und wollte eben nach dem Hügel zurückkehren, da sah ich zwei Araber seines Stammes, ihre Stuten zu äußerster Schnelligkeit antreibend, heransprengen. Als sie sich mir näherten, hielten sie an. „Eile, o Bey", rief einer von ihnen aus — „eile zu den Grabenden hin, denn sie haben Nimrod selbst gefunden. Wallah! das ist ein Wunder, aber es ist wahr! Wir haben ihn mit unsern Augen gesehen! Es gibt nur einen Gott!" Und als beide in diesen frommen Ausruf eingestimmt hatten, galoppierten sie, ohne ein Wort weiter zu sagen, in der Richtung nach ihren Zelten fort. — Als ich die Ruinen erreicht hatte, stieg ich in den neuen Einschnittsgraben hinab und fand die Arbeiter, die mich hatten kommen sehen, in der Nähe eines Haufens von Körben und Mänteln. Während Awad auf mich zukam und ein Geschenk zur Feier des Vorfalls verlangte, machten die Araber die Verkleidung, die sie eiligst errichtet hatten, ab und brachten so einen ungeheuren menschlichen Kopf zu Tage, der aus einem Stücke aus dem im Lande anzutreffenden Alabaster rundgehauen war. Nur den oberen Teil einer Figur, deren Rest noch in der Erde begraben lag, hatten sie blosgelegt. Ich sah sogleich, daß dieser Kopf einem geflügelten Löwen oder Stier angehören müsse, der den zu Chorsabad und Persepolis gefundenen ähnlich sei. Er war bewundernswürdig gut erhalten. Der Ausdruck war ruhig, aber majestätisch, und der Umriß der Gesichtszüge zeigte eine Freiheit und Kenntnis der Kunst, die man an Werken einer so frühen Periode wohl schwerlich erwartet haben dürfte. Die Kopfbedeckung hatte drei Hörner und war, unähnlich den bisher in Assyrien gefundenen menschenköpfigen Stieren, oben abgerundet und ohne Verzierung. — Ich erstaunte gar nicht darüber, daß die Araber durch diese Erscheinung in Furcht und Schrecken gesetzt worden waren. Es gehörte eben keine ausgedehnte Einbildungskraft dazu, um die seltsamsten Phantasien heraufzubeschwören. Dieser riesige Kopf, vom Alter gebleicht, so aus den Eingeweiden der Erde heraufsteigend, konnte wohl einem der entsetzlichen Wesen angehören, welche in den Traditionen des Landes als langsam aus den unterirdischen Regionen heraufkommend und den Sterblichen erscheinend angegeben werden. Als einer der Arbeiter den ersten Blick auf das Ungeheuer getan, hatte er seinen Korb von

1) Siehe die Literaturangaben am Schluß.

sich geworfen und war so schnell, als ihn seine Beine fortzubringen vermochten, geraden Wegs nach Mosul gelaufen. Diese Nachricht war mir höchst unangenehm, da ich die Folgen davon voraussah. — Während ich die Entfernung der noch an dem Bilde befindlichen Erde selbst beaufsichtigte und Befehl gab, die Ausgrabung fortzusetzen, hörte ich den Lärm ankommender Reiter, und augenblicklich erschien Abd-er-Rahman mit der Hälfte seines Stammes am Rande des Laufgrabens. Sobald nämlich die zwei Araber die Zelte erreicht hatten, bestieg jederman seine Stute und ritt nach dem Hügel, um sich selbst über diese unbegreifliche Nachricht Gewißheit zu verschaffen. So wie sie den Kopf sahen, riefen sie alle zugleich aus: „Es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Prophet!“ Es verging einige Zeit, bevor ich den Scheikh dazu zu bringen vermochte, in die Grube herabzusteigen und sich zu überzeugen, daß das Bild, welches er sehe, von Stein sei. „Das ist kein Werk von Menschenhänden“, rief er aus, „sondern von jenen ungläubigen Riesen, von welchen der Prophet, Friede sei mit ihm! gesagt hat: daß sie größer waren als die höchsten Dattelbäume; dies ist eines der Götzenbilder, welche Noah, Friede sei mit ihm! vor der Sündflut verfluchte.“ In dieser Meinung, die der Erfolg einer sorgfältigen Untersuchung war, stimmten alle Umstehenden mit überein.“

Layard schildert nun das zu Ehren der Entdeckung veranstaltete Fest, dann fährt er fort:

„Die von dem erschrockenen Araber nach Mosul gebrachte Nachricht von dem riesigen Kopfe hatte, wie zu erwarten war, einige Aufregung in der Stadt bewirkt. Er hatte vor der Brücke kaum mit Laufen eingehalten. Atemlos in die Bazars hineinrennend, hatte er Jedem, der ihm begegnete, erzählt, daß Nimrod erschienen sei. Die Neuigkeit gelangte bald zu den Ohren des Kadi's, welcher den Mufti und den Ulema zusammenberief, um über diesen unerwarteten Vorfall zu beraten. Ihre Deliberationen endeten mit einer Prozession zu dem Gouverneur, und mit einer förmlichen Protestation von Seiten der Muselmänner der Stadt gegen Unternehmungen, die so geradezu gegen die Gesetze des Korans verstießen. Der Kadi hatte keinen deutlichen Begriff davon, ob die Gebeine des gewaltigen Jägers oder nur sein Bild zu Tage gefördert worden sei; auch Ismail Pascha konnte sich nicht deutlich entsinnen, ob Nimrod ein echtgläubiger Prophet oder ein Ungläubiger gewesen. Ich erhielt daher eine etwas unverständliche Botschaft von Sr. Exzellenz, welche bewirken sollte, daß die Überreste ehrfurchtsvoll behandelt und nicht mehr gestört werden sollten; daß er ferner wünsche, ich solle mit den Ausgrabungen sogleich anhalten und mich mit ihm darüber besprechen.“

Trotz dieses Zwischenfalles gelang es Layard, ganz in der Stille weiterzugraben und ein zweites Paar menschenköpfiger Flügellöwen aufzudecken, ganz verschieden von den bisher gefundenen. Bald danach langte auch der ersehnte Firman an, der ihm ungestörte Arbeit und Fortschaffung der Fundobjekte gestattete. Nun wurden auch die Grabungen angesichts der Stadt Mosul im Hügel Qujundjik wieder begonnen, ohne dabei die Fehler zu wiederholen, welche Botta's schlechte Erfolge an dieser Stelle bedingt hatten. In 20 Fuß Tiefe stieß Layard auf die ersten wirklichen

Reste eines Palastes der eigentlichen Stadt Ninive. Er konnte neun lange, schmale, vom Feuer arg mitgenommene Zimmer bloslegen. Nun erst war das alte Ninive wiederentdeckt. Welche Erfolge außer diesem größten und letzten hatte der kühne Forscher zu verzeichnen! Nicht weniger als drei gewaltige assyrische Königspaläste hatte er in Nimrud aufgedeckt, nämlich den Palast des Assurnasirpal, erbaut auf den Grundmauern eines alten Palastes Salmanassars I., den Palast Salmanassars II., in dem der berühmte schwarze Obelisk gefunden ward, und den luxuriösen Südwestpalast Asarhaddons. Nicht das geringste seiner Verdienste war, daß Layard 1847, als die Geldmittel zu Ende gingen, auf höchst geschickte Weise den Transport der zahllosen Fundstücke von Mosul nach Basra und von da auf das Schiff bewerkstelligte. So schloß die ruhmreiche erste Expedition des vom Glücke wunderbar begünstigten Forschers. Noch beschäftigt mit der Herausgabe des Werkes über seine Ausgrabungen, das eben die Presse verlassen sollte, erhielt er den ehrenvollen Auftrag, zum zweiten Male auf Kosten des British Museum nach Assyrien zu gehen. Von 1849 bis 1851 dauerte diese zweite Expedition, welche weit besser ausgerüstet war als die erste. Namentlich hatte Layard vortreffliche Mitarbeiter gewonnen in der Person des Malers F. Cooper und des Arztes Dr. Sandwith. Als treuester Helfer aber bewährte sich der in Mosul stationierte englische Konsul Hormuzd Rassam, welcher schon während der ersten Campagne wertvolle Dienste geleistet hatte. Derselbe hatte auch während Layards Aufenthalt in Europa zum Schein auf dem Ruinenfelde weiterarbeiten lassen, um den englischen Forschern das Prioritätsrecht für die Ruinen Ninives festzuhalten. Die Grabungen wurden diesmal in Qujundjik und Nimrud zugleich aufgenommen. Der Erwähnung wert ist hier auch ein Zusammentreffen Layards mit dem späteren Entzifferer der babylonischen Keilschrift, Sir Henry Rawlinson, der nach 22jähriger Abwesenheit auf dem Heimwege nach England begriffen war. Arg mitgenommen von den Beschwerden des halbtropischen indischen Klimas, aus dem er kam, konnte er den Arbeiten auf dem Trümmerfelde nur eine kurze Beachtung schenken. In Qujundjik handelte es sich darum, den gegen Ende der ersten Expedition aufgefundenen Palast Sanheribs weiter zu erschließen. Ohne Keilschrift lesen zu können, hatte Layard völlig richtig kombiniert, daß Sanherib Erbauer dieses Palastes war. Bis Ende 1850 währte es, ehe der ganze große Südwestpalast blosgelegt war. Auf

kleineren Ausflügen stellte der Forscher fest, daß unter dem Nebi-Junus Paläste von Adad-Nirari, Sanherib und Asarhaddon verschüttet seien, deren genaue Untersuchung für spätere Zeit vorgesehen ward. In Kal'a Schergat entdeckte er die Fundamente des Tiglatpileser-Palastes und in ihnen das große Tonprisma Tiglatpilesers I. in mehreren Exemplaren. Es ist im Raume dieser kurzen, auch nicht einmal annähernd vollständigen Skizze unmöglich, die Fülle und Pracht der in Qujundjik gemachten Funde zu schildern, wir müssen auf Layards eigene lebensvolle Darstellung seiner Ausgrabungen verweisen. Die ganze vergessene und versunkene assyrische Welt stieg wieder aus langer Grabesnacht empor. Ohne die Stimme der Inschriften, die noch immer schwiegen, vernehmen zu können, erzählten doch die Hunderte von wunderschönen Reliefdarstellungen ihrem Entdecker von dem gesamten Leben und Treiben, von Sitten und Gewohnheiten, von Kunst und Gewerbe, von Krieg und Frieden im alten Assyrerreiche. Der wichtigste Fund von allen wurde in seiner ganzen Bedeutsamkeit freilich anfangs gar nicht gewürdigt. In zwei schmalen, von Assurbanipal, dem Erneuerer des alten Palastes, herrührenden Zimmern fand Layard den Fußboden stellenweise über Fußhöhe mit Tontäfelchen aller Formate bedeckt, welche alle dicht mit Keilschrift beschrieben waren. Er war, wie sich später herausstellte, auf die große Bibliothek gestoßen, welche der Prunk und Wissenschaft liebende König in seinem Palaste hatte anlegen lassen. Den andern Teil der Bibliothek sollte später Rassam im Nordpalaste von Qujundjik finden. Leider waren viele der Täfelchen zerbrochen. Was sich später als ihr Inhalt ergab, kann hier nicht ausführlich dargestellt werden; nur das sei gesagt, daß ein großer Teil dieser „K.“-Sammlung (Kujundjik-Sammlung) des British Museum die philologischen Hilfsmittel der alten Assyrer zur Handhabung der Keilschrift und der sumerischen Sprache enthält und geradezu unschätzbare Dienste geleistet hat und fortgesetzt noch leistet zur Wiedererlernung assyrischer und sumerischer Sprache und Keilschrift. Für die Entzifferung der babylonisch-assyrischen Keilschrift verweisen wir hier auf Heft 2 Jahrgang V dieser Sammlung. Die Ergebnisse von Layards Arbeiten in Ninive selbst waren also noch weit belangreicher als die Funde in Nimrud, der Stätte des biblischen Kelach (1. Mos. 10, 11), des assyrischen Kalchi. Sobald die Tontäfelchen nicht mehr stumme Zeugen waren, erschloß gerade der Qujundjik-Fund die ganze Geisteswelt der Assyrer. Allein eine große Überraschung sollte doch auch in Nimrud noch den Forschern

zu teil werden. Der große runde Ruinenhügel barg den ersten wiederentdeckten Etagenturm verbunden mit der ersten großen Tempelanlage aus der Zeit Assurnasirpals II. Wertvolle historische Inschriften wurden bei Bloslegung dieser Anlage gefunden. Nicht zu vergessen ist auch, daß der Nordwestpalast eine reichliche Ausbeute von Bronze- und Metallgefäßen einbrachte, zum Teil glänzende Beweise einer hochentwickelten Metalltechnik und Ziselierkunst. Am 28. April 1851 fand diese für ihren Leiter so ruhm- und erfolgreiche zweite Expedition ihr Ende. In zwei prächtigen Werken legte Layard der Öffentlichkeit Bericht über seine Arbeiten. Er kehrte nicht wieder auf den Schauplatz seiner Triumphe zurück, aber er bewahrte stets der durch ihn mitbegründeten Assyriologie eine begeisterte Zuneigung und suchte, als er 1877 Gesandter in Konstantinopel wurde, auf jegliche Weise die Forscher, besonders seinen alten Freund Rassam zu unterstützen.

Inzwischen waren, wie schon angedeutet, durch Rawlinson die Anfänge der Keilschriftlesung gemacht. Mit der größten Spannung folgte man darum in Europa den weiteren Arbeiten auf dem Ruinenfelde des alten Nineve, welche Hormuzd Rassam von 1852 bis 1854 unter der Generaldirektion von Sir Henry Rawlinson ganz in der Art Layards fortsetzte. Er fand zunächst nur wenig Bedeutungsvolles, darunter als das Wertvollste zwei Duplikate der von Layard gefundenen Tiglatpileser-Prismen von Kal'a-Schergat. In Nimrud war er etwas mehr vom Glück begünstigt; er entdeckte den Nebotempel Ezida und eine Anzahl Statuen mit dem Namen des Gottes Nebo. In Qujundjik dagegen blühten ihm keine neuen bedeutenden Erfolge. Rassam war mismutig, daß ihm das Finderglück nicht so hold war als seinem Freunde Layard. Ja, wenn er hätte im nördlichen Teile von Qujundjik graben dürfen! Aber dort wäre er einer französischen Expedition in die Arbeit geraten, welche unter dem geschickten Architekten Victor Place im Auftrage der französischen Regierung die Ausgrabungen Botta's wieder aufgenommen hatte. Rawlinson selbst hatte mit den Franzosen das beiderseitige Arbeitsgebiet vereinbart und abgegrenzt. Es hatte sich jedoch im Laufe der Jahre der Brauch herausgebildet, daß die Prioritätsrechte an ein Ruinenfeld stillschweigend demjenigen zuerkannt wurden, der dort die ersten Fundstücke zu Tage brachte. Da nun Place sein Hauptaugenmerk immer noch auf Chorsabad gerichtet hielt, war in der ihm zugewiesenen Nordhälfte von Qujundjik noch sehr wenig gearbeitet worden. Rassam kam dadurch auf den abenteuerlichen Gedanken, heimlich

dies Arbeitsfeld, das die Franzosen unbegreiflicherweise vernachlässigten, zu untersuchen und wenn möglich durch einen glücklichen Fund den Engländern zu sichern. Günstige Gelegenheit und eine mondhelle Nacht, nichts weiter war dazu nötig. Hören wir seine eigene Schilderung!

„Nachdem ich einige Tage auf eine mondhelle Nacht gewartet, wählte ich eine Anzahl meiner alten zuverlässigen arabischen Arbeiter aus, auf deren Verschwiegenheit zu trauen war, dazu einen vertrauenswürdigen Aufseher, und befahl ihnen, sich 2 Stunden nach Sonnenuntergang an einem bestimmten Punkt des Hügels zu versammeln. Als alles so weit war, kam ich selber und bezeichnete ihnen drei verschiedene Punkte, an denen sie graben sollten. Daselbst befanden sich bereits etliche Laufgräben von einer früheren Gelegenheit her, aber im vorliegenden Falle wies ich die Arbeiter an, sie quer zu durchstechen und tiefer hinabzugehen; nachdem ich die Arbeit persönlich bis Mitternacht geleitet, ließ ich sie allein weiterarbeiten (nachdem ich befohlen, bei Tagesgrauen aufzuhören) und ging zu Bett. Am nächsten Morgen prüfte ich die Laufgräben und da ich einige günstige Anzeichen von assyrischen Resten fand, verdoppelte ich für die zweite Nacht die Zahl der Arbeiter und ließ sie die ganze Nacht hindurch angestrengt schaffen. Wie gewohnt, leitete ich die Arbeit bis Mitternacht und ging dann zu Bett; noch aber hatte ich keine zwei Stunden geschlafen, als mein getreuer albanischer Aufseher angerannt kam mit der frohen Kunde von der Entdeckung einiger zerbrochener Skulpturen. Unverzüglich eilte ich an Ort und Stelle, stieg in einen der Gräben hinab und sah im Mondschein den untern Teil von zwei Basreliefs, deren obere Hälfte zerstört war von den Sassaniden oder anderen Barbarenvölkern, die nach der Zerstörung des Assyrerreiches den Hügel in Besitz hatten. Diesen Schluß aus der Erfahrung legte die Prüfung des Fundaments und des Backsteinwalles nahe, der die Basreliefs trug; so wies ich die Arbeiter an, den Unterteil der Bildwerke bloszulegen, der deutlich bewies, daß die Tafeln zu einem neuen Palaste gehörten; allein beim rundherumgraben stießen wir auf Knochen, Asche und andern Schutt, und keine Spur von andern Skupturen war weiter zu finden. Am dritten Tage war die Geschichte meiner nächtlichen Nachgrabungen in der Stadt Mosul ruchbar geworden, was mich gar nicht überraschte, wenn ich sah, wie alle die Angehörigen der Arbeiter, die an dem nächtlichen Werk beteiligt waren, wußten, daß irgendwo heimlich gegraben wurde; ferner mußten die in der Nacht nicht beschäftigten Arbeiter doch gesehen haben, wie ihre Kameraden die Zelte verließen und am nächsten Tage nicht zur Arbeit kamen. Nicht allein befürchtete ich, der französische Konsul möchte die Geschichte hören und mir das Graben verbieten auf einer Stelle, die er als seinen Grund und Boden reklamieren würde, sondern, schlimmer als alles, ich fürchtete in den Verdacht der Schatzgräberei zu kommen bei den türkischen Behörden und der Bevölkerung von Mosul, die schon immer gedacht hatten, wir wollten uns bereichern durch die Entdeckung fabelhafter Reichtümer; demzufolge vermehrte ich in der dritten Nacht abermals die Zahl der Arbeiter und beschloß selbst zur Beaufsichtigung der Arbeit bis zum Morgen in den Gräben zu bleiben. Man kann sich wohl denken, wie ich auf den Tagesschluß lauerte, da es in meinen Gedanken außer Zweifel war, daß irgend welche assyrische Bildwerke in der Nähe dieser zertrümmerten Platten existierten, die wir Nachts zuvor gefunden hatten. Ich

wurde in meinen Erwartungen nicht betrogen, denn die Leute hatten in der dritten Nacht noch keine drei Stunden gearbeitet, da entdeckten sie beim Drauflosgraben auf eine Böschung ein tadellos vollkommenes, prächtiges Basrelief, auf dem ein assyrischer König dargestellt war (der sich nachmals als Assurbanipal oder Sardanapal erwies), auf seinem Wagen der Löwenjagd obliegend. Der Jubel der Arbeiter überstieg alle Grenzen; sie kamen alle zusammen und fingen an zu tanzen und aus vollem Halse zu singen, und weder Bitten noch Drohen meinerseits hatte die geringste Wirkung bei ihnen. In der Tat, ich weiß nicht, was mehr Freude machte: die Entdeckung eines neuen Palastes oder die Freude meiner treuen und dankbaren Arbeiter mitanzusehen. Wir arbeiteten bis zum Morgen weiter und deckten in dieser Zeit drei vollständige Skulpturen auf, so daß ich nun nicht den geringsten Zweifel mehr hegte, einen ganz neuen Palast vor mir zu haben. Die Nachtarbeiter wurden abgelöst und mit frischen Kräften am hellen Tage das Werk weitergeführt. Nun brauchte ich ja nicht mehr zu befürchten, daß mir meine Rivalen in die Quere kommen würden, weil ich, der Gepflogenheit gemäß, diesen Palast der britischen Nation gesichert hatte. Im Laufe des Tages legten wir das ganze Löwenjagdzimmer Assurbanipals frei, das sich jetzt im Erdgeschoß des British Museum befindet. In der Mitte dieses langen Zimmers oder Ganges lagen Haufen von beschriebenen Tontafeln, unter denen, glaube ich, die berühmte Sintfluttafel gefunden wurde. Zweifellos war dies das Archiv des Assurbanipal."

Die in obigen Worten geschilderte Entdeckung war eine der bedeutsamsten, die bisher in Ninive zu verzeichnen war. Unbegreiflich ist es, wie Botta und Layard nach der Bloslegung anderer Bauten an den Ruinen dieses großen Sardanapalspalastes, die stellenweise kaum einen Fuß unter der Oberfläche lagen, hatten vorübergehen können. Es war die höchste Blüte der assyrischen Kunst, die in diesem Palast zu Tage trat. Diese Reliefs sind ausgezeichnet durch ihre hohe technische Vollendung, die Schärfe der Zeichnung, die sorgfältigste Ausführung aller Kleinigkeiten bei gleichzeitiger Großartigkeit der Gesamtdarstellung. Einzelne dieser Reliefbilder sind zu den größten Meisterwerken der Kunst aller Völker und Zeiten zu rechnen.[1] Ich erinnere nur an die sterbende Löwin, eine der ergreifendsten Darstellungen physischen Schmerzes und ohnmächtiger Wut, die es gibt; oder an die aus der Falle freigelassenen Löwen mit dem unheimlich realistischen Ausdruck blutlechzender Grausamkeit. Auch unter den Bildern jagender Rosse sind Darstellungen, deren ein Thorwaldsen sich nicht zu schämen brauchte. Und dieser Grad von Kunstvollendung und diese noch heute zu unseren Herzen sprechende Darstellung wird nicht beeinträchtigt durch die

1) Für Abbildungen der Altertümer verweisen wir auf Hommel, Hilprecht, die Berliner Vorträge von Frdr. Delitzsch, Bezold's Ninive und Babylon u. a. m.

beinahe gänzliche Unkenntnis desjenigen Kunstgesetzes, ohne das wir heute uns gar keine darstellende Kunst denken können, der Perspektive!

Die anderen Zimmer des Sardanapalspalastes, die Rassam danach aufdeckte, waren ebenfalls in einer überaus prächtigen Weise mit Szenen aus den vielen Kriegen Assurbanipals geschmückt. In der zusammengestürzten Ecke eines Saales fand sich ein leider schlecht erhaltenes Prisma mit den Annalen des Königs, das glücklicherweise später durch ein Duplikat ersetzt werden konnte. Im April 1854 war die Durchforschung des ganzen Palastes beendet, und Rassam kehrte nach England zurück. Sein Nachfolger wurde William K. Loftus, der im Süden, in Babylon, mit vielem Glück gearbeitet hatte. Auch in Nineve hat er Erfolg gehabt und die englischen Sammlungen um manche Tontafel und manche Skulptur vermehrt. So ist z. B. das schöne Reliefbild, das den König und die Königin mit dem Weinbecher in der Hand beim Schmause darstellt, ein Fundstück des Lord Loftus. Leider fand sich nach Rawlinsons Abreise von Baghdad in London keine rechte Stimmung zur Fortsetzung der Ausgrabungen in Nineve und Kelach, so daß auch Loftus bald seine Arbeit einstellte.

Damit ist die erste Hauptperiode der assyrischen Ausgrabungen auf dem Boden des alten Nineve zum Abschluß gekommen. Ehe wir zur Schilderung der zweiten Periode übergehen, ist es wohl angebracht, einiges über die Aufnahme dieser einzig dastehenden Entdeckungen durch das große Publikum zu sagen. Dabei ist freilich nicht zu vergessen, daß gleichzeitig mit den Forschungen und Funden in Assyrien eine andere nicht minder erfolgreiche Ausgrabungstätigkeit im alten Babylon Hand in Hand ging. Aber die Wunder von Nineve, die Layard und Rassam ans Licht gebracht, übten doch die größte Anziehungskraft aus.

Schier unermeßliche Inschriftenschätze waren um die Mitte des 19. Jahrhunderts im Louvre und British Museum zusammengehäuft. Darum war es nicht zu verwundern, das vor der Enträtselung der babylonisch-assyrischen Keilschrift auch die abenteuerlichsten Gerüchte über Volk und Geschichte der Tigrisländer in Umlauf kamen. Erst das geniale Zusammenwirken des irischen Theologen Edward Hincks und des Colonels Sir Henry Rawlinson und die Übereinstimmung ihrer Arbeitsergebnisse mit den völlig selbständig gewonnen Resultaten Opperts und Talbots lieferten der gelehrten Welt — bis auf einige Nörgler, die endlich Eberhard Schrader zum Schweigen brachte — den Beweis, daß die Assyriologen

imstande waren, die Keilschrift nicht länger zu raten, sondern zu lesen. Von vielen Seiten wurde es daher mit Freuden begrüßt, daß die Verwaltung des British Museum unter der Leitung von Rawlinson und der Mitarbeit von Edwin Norris und des genialen George Smith begann, die Inschriftenschätze zu veröffentlichen. Das große fünfbändige Werk „The Cuneiform Inscriptions of Western Asia" ist trotz vieler guter Neuausgaben einzelner Texte und trotz der großen Werke über neuere Funde das „Standard Work" der Assyriologie geblieben, aus dem wir gelernt haben, und aus dem noch viele kommende Generationen lernen werden. —

Erst die allerneueste Zeit mit ihrem tiefgehenden, durch die Berliner Vorträge von Friedrich Delitzsch wachgerufenen Interesse an assyriologischen Dingen ist Zeuge einer ähnlichen Bewegung, wie die war, welche damals durch England und Frankreich und auch durch das an den Entdeckungen selbst nicht beteiligte Deutschland hindurchging. Alle Zeitungen berichteten über die neuen Funde, ja selbst die Modenzeitungen für die Frauen brachten Bilder der Monumente oder das Porträt eines Sir Henry Layard und anderer Forscher. Sobald jedoch die neue Sache die ernste Wendung nahm, daß sie nicht mehr ein Tummelplatz für jeden federgewandten Feuilletonisten blieb, sondern ein Gebiet ernstester wissenschaftlicher Arbeit wurde, dem die Dilettanten nach und nach den Rücken wenden mußten, ließ der Sturm der Begeisterung gewaltig nach. Ja trotz des Vorhandenseins guter populärer Werke von evangelischen wie von katholischen Autoren ist Schreiber dieser Zeilen in den Räumen des Berliner Museums vor einem Dutzend Jahren oft genug Zeuge gewesen der absoluten Verständnislosigkeit, mit welcher Angehörige der gebildetsten Stände den assyrischen Altertümern gegenüberstanden. Man hat mir gesagt, daß es nach dem Ausklingen der ersten allgemeinen Begeisterung in England und Frankreich nicht anders gewesen sei. In unseren Tagen scheint ja eine Besserung sich anzubahnen, nachdem von allerhöchster Stelle ein so nachhaltiges Interesse und liebevolles Verständnis für die assyriologische Forschung bekundet worden ist. Friedrich Delitzsch hat durch seine Vorträge die Mitwelt freilich etwas unsanft aus ihrem Schlendrian aufgerüttelt, aber er hat sie gezwungen, sich wieder einmal und dieses Mal wegen der Antastung vitaler Interessen etwas gründlicher und nachhaltiger mit den keilschriftlichen Ergebnissen zu beschäftigen, als man es in der Zeit tat, von der wir in diesem Heftchen berichten.

Doch zurück zum Gegenstand unserer Schilderung! Die zweite Periode ninevitischer Ausgrabungen sollte auf ganz absonderliche Weise eingeleitet werden. Als Rawlinson's Assistent bekundete der bereits genannte George Smith eine überaus glückliche Begabung in der Zusammenfindung der zu einander gehörigen, in wüstem Durcheinander nach England gebrachten Keilschriftbruchstücke. Er besaß einen großen Scharfblick für die Verschiedenheit der „Hand" der einzelnen Tafelschreiber und ein enormes Gedächtnis für die Zeichenformen überhaupt. Diese Gaben in Verbindung mit einer großen Energie machten es ihm möglich, noch als Erwachsener die Lücken seiner wissenschaftlichen Ausbildung zu ergänzen. Sein Wunsch war, durch die Inschriften das Verständnis des alten Testamentes fördern zu helfen. So begann er systematisch das ganze kaum übersehbare Tontafelmaterial zu durchmustern; er gewann eine Übung, auf den ersten Blick den Hauptinhalt einer Tontafel zu erfassen, wie sie nur sehr wenige nach ihm wieder erreicht haben. Er sonderte das große Material in sechs Abteilungen, in deren jeder dann ein leichteres Durchfinden und Zusammensuchen der Bruchstücke möglich war. Ende 1872 geriet er über ein größeres Bruchstück der „mythologischen Abteilung", das sofort seine ganze Aufmerksamkeit fesselte: es war der babylonische Sintflutbericht! Er gab sofort seinen Fund bekannt und erregte damit das größte Aufsehen. Mit unermüdlichem Eifer suchte er nach weiteren Bruchstücken. So fand er endlich Teile von zwei anderen Exemplaren desselben Berichts und noch einige kleine Stückchen der zuerst gefundenen Tafel. Er konstatierte zugleich, daß die Sintfluttafel die elfte sei einer zwölf Tafeln umfassenden epischen Dichtung, deren Helden er provisorisch IZ-DU-BAR las. Heute wissen wir, daß dieser ideographisch geschriebene Name Gilgamesch zu sprechen ist. Weil Smith diesen Helden mit dem Nimrod der Bibel für identisch hielt, hat die ganze Dichtung den nicht völlig zutreffenden Namen „Nimrod"- oder „IZ-DU-BAR-Epos" behalten, der endlich in neuester Zeit der richtigen Bezeichnung „Gilgamesch-Epos" Platz macht.[1] Im Dezember 1872 las Smith in der Gesellschaft für

1) Es bedeutet geradezu eine absichtliche Irreführung des Publikums, wenn in dem Babel-Bibelstreit aus dem Umstande, daß manche Gelehrte die provisorischen, aber fest eingewurzelten Lesungen GIS (oder IZ)-DU-BAR ruhig weiterverwenden, statt der endlich gefundenen phonetischen Namensform Gilgamesch, Kapital geschlagen wird für die laienhafte Phrase von der großen Unsicherheit der Keilschriftlesungen (so trotz wiederholter Belehrung Ed. König von neuem in der 10. Auflage seiner Schrift Bibel und Babel S. 65).

biblische Archäologie unter dem Vorsitz Rawlinsons und in Gegenwart Gladstone's eine Abhandlung über das Epos vor und gab die erste Übersetzung der babylonischen Sintfluterzählung. Mit einem Schlage war durch diesen Vortrag das eingeschlafene Interesse für neue Ausgrabungen in Assyrien geweckt. Noch ehe die Staatsregierung die Sache in die Hand nehmen konnte, boten die Besitzer der großen Zeitung „Daily Telegraph" dem Finder des Sintflutberichtes 1000 Guineen zur Ausrüstung einer Expedition, falls er bereit wäre, persönlich die Ausgrabungen zu leiten. Die Regierung nahm das hochherzige Anerbieten an und gewährte Smith den nötigen Urlaub. Am 20. Januar 1873 reiste er nach Mosul ab, wo er nach 6 Wochen anlangte. Da man versäumt hatte, in Konstantinopel rechtzeitig für einen Firman zu sorgen, hatte der Forscher hinreichend Zeit, auch die Hauptruinenstätten Babyloniens zu besuchen, deren systematische Durchforschung sich ihm als eine Notwendigkeit aufdrängte. Am liebsten hätte er selber sofort dies Werk begonnen, statt in dem gründlich durchwühlten Ninive nach ein paar fehlenden Tonbrocken zu suchen. Nach Mosul zurückgekehrt, begann er am 9. April in Nimrud die Ausgrabungen. Es war alsbald klar: die von Rawlinson längst vorausgesagten „Tage der Kleinigkeiten" hatten begonnen. Nur übersehene Bruchstücke, keine neuen Paläste und großen Bildwerke wurden gefunden. Es lohnt nicht der Mühe, diese einzelnen Funde von Nimrud aufzuzählen. Am 7. Mai begann Smith in Qujundjik die Nachforschungen nach den noch vermißten Tafeln der königlichen Bibliothek. Meist wurde nur unter seiner persönlichen Leitung gegraben. Es war eine mühsame Arbeit, den schon unterminierten Boden aufs neue mit Schächten und Gräben zu durchziehen. Durch Zusammenbruch früherer Laufgräben war das ganze Bild des Hügels völlig verändert. Es war ein trostloser Wirrwarr von Löchern, Schutt, Rissen und einsturzdrohenden Mauerresten, in welchem Smith arbeiten sollte. Es blieb ihm nichts übrig, wollte er nicht an die Beseitigung aller Schuttmassen denken, als sich auf die zwei Punkte zu beschränken, wo die Bibliothek gefunden war, und deren nächste Umgebung auf das sorgfältigste abzusuchen. Mit recht geringen Erwartungen ging er ans Werk, doch es sollte alles erfolgreicher ablaufen, als er erwartet hatte. Am 14. Mai reinigte er eines der am Tage gefundenen Tafelbruchstücke aus dem Sardanapalspalaste und erkannte voll Freude, daß es zur ersten Spalte der Sintfluterzählung gehörte. Smith berichtete seinen Erfolg sofort tele-

graphisch nach London, aber er war tief gekränkt, daß dieser Nachricht seine Abberufung folgte mit der wenig plausiblen Motivierung, „daß mit der Entdeckung des fehlenden Bruchstückes des Sintfluttextes der Gegenstand, den sie (d. h. die Herren vom Daily Telegraph) im Auge gehabt, erledigt sei." Am 9. Juni entließ Smith seine arabischen Arbeiter und war 40 Tage später wieder auf englischem Boden.

Bald landeten auch durch Betreiben des britischen Gesandten in Konstantinopel die wertvollen Reste der Sardanapalsbibliothek in London, wo sie sofort von George Smith genau durchmustert wurden. Da ergab sich denn die große Bedeutung dieser neuen Funde, und die Museumsverwaltung faßte den Entschluß, den noch nicht abgelaufenen Firman des Sultans auszunutzen und den Forscher auf Staatskosten noch einmal nach Nineve zu senden. Bereits in den ersten Tagen des Jahres 1874 war der Gelehrte wieder in Mosul. Er war jedoch sehr überrascht, nach den wenigen Monaten seiner Abwesenheit die Lage so völlig verändert wiederzufinden. Der Pascha von Mosul war einem neuen Gouverneur in Baghdad unterstellt, der sich das Recht zuschrieb, die Bewegungen der Fremden zu überwachen, ihre Aufseher zur Rechenschaft zu ziehen und durch eigene Schreiber über die Ausgrabungen Buch zu führen. Der letzte Umstand besonders wurde für Smith eine Quelle fortwährenden Ärgernisses infolge falscher Berichte und daraus herrührender Quertreibereien. Nichtsdestoweniger ging er mit der größten Energie seiner Aufgabe nach, indem er die Zahl der Arbeiter auf 600 vermehrte, um den bald zu Ende gehenden Firman noch nach Kräften zu verwerten. Seine Arbeiten zogen daher einen möglichst weiten Bezirk in ihren Bereich und waren auf Beseitigung der enormen Schuttmassen von der Oberfläche des Hügels gerichtet, die von früheren Ausgrabungen her sich aufgetürmt hatten. Als er mit Ablauf des Firmans seine Nachgrabungen einstellte, widerfuhr ihm, was noch keinem bis dahin geschehen war: der neue Gouverneur ließ ihn nicht fort, es sei denn, daß er zuvor die Hälfte aller gefundenen Altertümer als Anteil für das Ottomanische Museum in Konstantinopel herausgäbe. Ein Depeschenwechsel mit dem britischen Gesandten in Konstantinopel half auch über diese Schwierigkeit hinweg, so daß er endlich Anfang April 1874 Mosul verlassen konnte und nur die Hälfte der Duplikate den Türken auszuliefern brauchte.

Die Ausbeute dieser zweiten Reise war wie die der ersten keine so sehr augenfällige; erst das genaue Studium der gefundenen

Tafeln ergab, daß sie doch von hoher Bedeutung für die Wissenschaft waren. Insgesamt hatte George Smith nicht mehr als drei Monate in den Ruinen von Nineve gearbeitet, und doch in dieser kurzen Zeit über 3000 Tafeln der königlichen Bibliothek zu Tage gefördert von jeglicher Gattung der assyrischen Literatur. Das wichtigste Ergebnis war die Auffindung sehr vieler Tafelbruchstücke, deren zugehörige Teile bereits mit früheren Expeditionen nach London gekommen waren. Von den neugefundenen Texten standen an Wichtigkeit obenan die Fragmente des babylonischen Weltschöpfungsepos, der Sintfluterzählung und anderer Teile des großen Gilgameschepos. Dazu kam die Legende von den sieben bösen Geistern, die mythische Erzählung von der Jugend des Sargon von Agade und eine ganze Reihe hochwichtiger astronomischer und astrologischer Texte; ferner prachtvolle Hymnen an Istar und an Gilgamesch. An historischen Inschriften sind erwähnenswert die schöne Adad-nirari-Tafel aus Kal'a-Schergat, Inschriften von Salmanassar I. aus Nineve, das Fragment der sog. synchronistischen Geschichte von Assyrien und Babylonien im 13. Jahrhundert, das achtseitige Prisma enthaltend den Feldzug Sargons gegen Asdod (Jes. 20) und vieles Andere, zumeist herrührend aus dem Hügel Qujundjik. Die Ausbeute an Bildwerken und Kunstgegenständen war nur gering, da ja Smith deren Aufsuchung gar nicht in sein Programm aufgenommen hatte. Dies Programm aber, aufzusuchen was Frühere an Inschriften und Tontafeln übersehen oder liegen gelassen hatten, war von ihm in glänzender Weise zu Ende geführt.

Nach der Rückkehr in die Heimat begann für den eifrigen Gelehrten eine Zeit angestrengten Sichtens und Forschens, das sich vornehmlich auf alle mythologischen und historischen Texte erstreckte, die irgend eine Beziehung zum alten Testamente hatten oder zu haben schienen. Es war eine fieberhafte Tätigkeit, die der unermüdliche Mann entwickelte, eine Tätigkeit, die sicherlich mit dazu beigetragen hat, die Widerstandskraft seines Körpers zu untergraben. Schnell nach einander erschienen die zwei wichtigen Werke „Assyrian Discoveries“ (London 1875) als Bericht über seine beiden Expeditionen und „The Chaldean Account of Genesis“ (London 1876) nebst vielen Übersetzungen babylonischer Texte. Das letztgenannte Werk wurde in wenigen Monaten 5 mal neu aufgelegt. Der bescheidene, aus so schlichten Verhältnissen durch eigene Kraft vom Kupferstecher zum berühmten Gelehrten emporgestiegene George Smith war der Held des Tages in England und weit über dessen Grenzen hinaus.

Die große Wichtigkeit seiner Arbeiten für die biblischen Wissenschaften war der Antrieb, daß die Museumsverwaltung beschloß, abermals in Nineve durch ihn Ausgrabungen unternehmen zu lassen. Im März 1876 reiste er, mit dem notwendigen Firman versehen, zum dritten Male nach dem Orient. Als er nach Baghdad kam, fand er dort trübe Zustände: Cholera und Pest hatten in gleicher Weise unter der seßhaften wie nomadisierenden Bevölkerung Mesopotamiens zu hausen begonnen. Aller Verkehr und alle Ausübung der Gastfreundschaft, von deren Bedeutung für den Orientreisenden wir uns kaum den rechten Begriff machen, waren in hohem Grade erschwert, ja stellenweise gänzlich eingestellt. Unter solchen Umständen war es unmöglich, die Ausgrabungen zu beginnen. Smith jedoch versuchte immer wieder, das Unmögliche möglich zu machen — zu seinem eigenen Verderben. Oft ohne Obdach, im Freien kampierend, allen Regeln der Orienthygiene zuwiderhandelnd, oft tagelang nur von Brotkrusten lebend, dabei fieberhaft arbeitend mit seinem bereits durch die übereifrige wissenschaftliche Betätigung geschwächten Körper, brach er endlich zusammen und starb auf dem Rückweg nach der Heimat am 19. August 1876 zu Aleppo. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf die Todesnachricht nicht nur seine zahlreichen Schüler in England, die ihn wie einen Propheten verehrt hatten, nein auch in Deutschland, wo unter Friedrich Delitzsch ein neues, tatkräftiges Assyriologengeschlecht heranzuwachsen begann, erregte sein Tod die tiefste Trauer. Delitzsch hat dem verstorbenen Freunde ein schönes Denkmal gesetzt durch die Veröffentlichung der Aufzeichnungen aus seinem letzten Tagebuch in dem dauernd wertvollen Werke „Wo lag das Paradies?". In Smith hat England einen seiner besten Gelehrten verloren, einen Self-made-man im edelsten Sinne des Wortes, der, wie Hilprecht schön und treffend sagt, durch harte Arbeit und Zucht des Geistes die Lücken ausgefüllt hat, die ihn von der „republic of letters" trennten. Nur das Eine fehlte ihm: er hat es nie gelernt, sich fremden Sitten und Gebräuchen anzubequemen und im Verkehr mit den Söhnen des Ostens jene Liebenswürdigkeit zu zeigen, die einst einem Sir Henry Layard aller Herzen gewann.

Es war darum ein überaus glücklicher Griff, als man versuchte, Hormuzd Rassam, der zwar seit langen Jahren nicht mehr auf dem Felde seiner Triumphe, sondern auf dem gefährlicheren Boden der Diplomatie gewirkt hatte, seiner ersten Liebe, der Erforschung Assyriens, wiederzugewinnen. Nächst Layard war keiner so wie er aufs innigste vertraut mit Leben und Anschauungen des Orients; dazu kam seine

praktische Erfahrung in der Technik der Ausgrabungen und sein unübertroffenes Finderglück. Seit 1869 lebte er, von den Strapazen seiner politischen Laufbahn ausruhend, in England als Privatmann. Ohne Zaudern leistete er dem Rufe Folge. Es war freilich eine höchst fatale politische Situation, die er kurz vor dem russisch-türkischen Kriege in Konstantinopel vorfand. Der damalige Großvezier Edhem Pascha, der Vater des jetzigen Direktors der kaiserlich ottomanischen Museen Exzellenz Hamdi Bey, machte Rassam den Vorschlag, alle gefundenen Altertümer an das Museum zu Konstantinopel abzuführen und nur die Duplikate nach England mitzunehmen. Dafür solle England das Privilegium erhalten, allein in türkischen Landen Ausgrabungen zu veranstalten. Rassam kehrte mit diesem ihm durchaus ungenügenden Bescheid und nach einem Zeitverlust von vier Monaten nach England zurück. Da erhielt die Angelegenheit eine unerwartet günstige Wendung dadurch, daß Rassams alter Freund, der Entdecker Nineve's, Sir Austen Henry Layard, zum britischen Gesandten in Konstantinopel ernannt ward. Eine für Rassam bessere Wahl konnte gar nicht getroffen werden. Layards persönlicher Verwendung beim Sultan gelang es, für Rassam einen Firman mit den früheren Vergünstigungen zu erwirken. Ehe jedoch der Forscher dieser Vorteile froh werden sollte, hatte er in Layards Auftrage sich noch einer diplomatischen Sendung nach Klein-Asien und Armenien zu unterziehen, die er bis Ende 1877 glücklich vollführte. Wenige Wochen danach begann Rassam die nur durch öfteres Stocken der Barmittel unterbrochene Reihe seiner Ausgrabungen, die sich in 4 Campagnen über ziemlich 5 Jahre erstreckten, nämlich vom 7. Januar 1878 bis Ende Juli 1882. Solange Layard seinen einflußreichen Posten bekleidete, war das Gelingen der Arbeiten gewährleistet; sein Geschick wußte alle Schwierigkeiten zu überwinden. Namentlich der zweite Firman war ein außerordentlich günstiger, da er für die Zeit von 3 Jahren gleichzeitige Ausgrabungen an verschiedenen Orten gestattete. Diese noch keinem Forscher bewilligten Freiheiten wurden denn auch von Rassam ausgenützt in einer Art und Weise, welche mit Hilprecht im Interesse der Wissenschaft nur auf das lebhafteste bedauert werden kann. Es war schon mehr Plünderung als Erforschung, was nun begann, schon mehr Sport als Wissenschaft. Zum Glück ist durch den feingebildeten, kunstverständigen Hamdi Bey vorgebeugt worden, daß nach Ablauf der Rassam'schen Privilegien ein derartiges Brandschatzungssystem nie wieder zur Anwendung kommen kann. Man

kann es ja schließlich Rassam nicht verdenken, daß er eine nie wiederkehrende Gelegenheit so rücksichtslos wahrnahm. Sein Auftrag von der Verwaltung der Museen lautete freilich nur dahin, sich auf die Hügel von Nineve zu beschränken, und möglichst viele Bruchstücke von der Bibliothek Assurbanipals zu gewinnen. Der persönliche Ehrgeiz des Sportmans war jedoch mit dieser Aufgabe nicht zufrieden, deren Wichtigkeit er freilich nicht ermessen konnte, denn er entbehrte des dazu nötigen philologischen Verständnisses, ja er war außer stande, auch nur eine Zeile Keilschrift zu lesen. Er selber hat in einem vor wenigen Jahren erschienenen Buche ganz offen eingestanden, daß das Entdecken von Palästen ihm mehr behagte als solche wissenschaftliche Aufgabe.

Eine seiner ersten Taten war die Entdeckung der herrlichen Bronzetore von Balawat, etwa fünf Stunden östlich von Ninive. Da der Hügel von Balawat, auf den er durch zwei alte dort gefundene Bronzestücke hingewiesen war, als Begräbnisplatz diente, war er von dem im Firman freigegebenen Ausgrabungsgebiet ausgeschlossen. So wenig jedoch wie 20 Jahre vorher an die Abmachungen Rawlinsons in Qujundjik kehrte sich Rassam hier an die Vorschriften der türkischen Regierung. Als er in dem für die Mohammedaner geheiligten Boden zu graben begann, entstand furchtbare Erregung unter den benachbarten Stämmen und es wäre beinahe zu ernsten Kämpfen gekommen. Es war wenig Hoffnung, zum Ziele zu kommen, allein durch kluge Ausnutzung jedes Vorteils, durch Geschenke und Bestechung, durch Aufklärung der abergläubischen Grabbesitzer gelang es Rassam schließlich doch, die Ruinen zu untersuchen. Gleich der erste Fund waren ein Paar große Bronzeplatten, welche mit größter Schnelligkeit geborgen und verpackt wurden, um ihr Zerbröckeln zu verhüten. Sechzig Fuß von der ersten Fundstelle entfernt stieß man auf ein zweites mit getriebener Arbeit reich geziertes Paar Bronzeplatten, das aber so sehr vom Klima gelitten hatte, daß es völlig zerfiel. Wohlbehalten wurde nur der erste Fund fortgeschafft, in dem man den Überzug der großen Holztore eines assyrischen Palastes erkannte. Unter dem Namen der Bronzetore von Balawat bilden diese Funde einen der Hauptschätze des British Museum. Weitere, in den Hügel getriebene Stollen führten zu den Resten eines kleinen Tempels, an dessen Eingang ein kolossaler Marmorkasten stand. Er barg zwei prachtvolle Alabastertafeln mit gleichlautender Inschrift von Assurnasirpal. Diese Entdeckungen erregten bei den Arabern große Aufregung und gaben Anlaß zu den wunder-

barsten Gerüchten. Bald hieß es, eine Kiste voll Gold oder gar die Bundeslade Mosis mit den 10 Geboten sei gefunden. Es entstanden danach derartige Unruhen, daß es Rassam doch für geraten hielt, sich schleunigst in Sicherheit zu bringen, überzeugt, daß weitere Ausgrabungen für die nächste Zeit in Balawat unmöglich seien. Zur gleichen Stunde, wo die Bronzetore gefunden wurden, waren in Qujundjik und Nimrud 500 Arbeiter beschäftigt. Hatte Smith einst erwartet, in dem unerforschten Teil des Sanheribpalastes noch an 20 000 Tontafeln zu finden, so mußte Rassam zufrieden sein, in fünfjähriger Arbeit in beiden Bibliotheksräumen kaum 2000 Tafeln und Bruchstücke zusammenzubringen. Dagegen fand er ein fast völlig intaktes zehnseitiges Prisma mit den Annalen Assurbanipals und vier wunderschöne gleichlautende Tönnchen-Zylinder Sanheribs. Die Ergebnisse in Nimrud enttäuschten auch niedrig gestimmte Erwartungen: es war nur ein Nachstoppeln der üppigen Ernte vor 40 Jahren. Etliche Reliefs, ein paar Körbe voll bunt glasierter Ziegelstücke, ein paar Tontafeln, ein Altar, ein paar Sessel — das war so ziemlich alles, was zu Tage kam.

Einen Erfolg hoffte Rassam doch noch zu erringen, die Erforschung des Nebi-Junus — aber auch dieser Traum ging nicht in Erfüllung. Seit Layard war es sicher, daß dort Gebäude von Adadnirari III., Sanherib und Asarhaddon verschüttet liegen, aber Rassam kam trotz aller Versuche, das Vertrauen der Bewohner zu gewinnen und von ihren Gärten aus Stollen in den Hügel zu treiben, nicht zum Ziele. „Sanherib-Konstantinopel“, d. i. eine 1852 von den Türken dort ausgegrabene Alabasterinschrift, ist bis heute das einzige größere Inschriftstück aus diesem unerforschten Hügel.

1882 kehrte Rassam nach England zurück, reich entschädigt durch seine Funde auf babylonischem Grund und Boden für die geringen Erfolge in den Ruinen Nineves. — Seitdem ruht die Forschung in Assyrien. Zwar haben Mr. Budge vom British Museum und andere Forscher, unter ihnen auch Hilprecht und zuletzt erst Friedrich Delitzsch[1] nach Rassam's Zeit die Ruinen Assyriens besucht. Noch viele Trümmerhügel dieses alten Reiches liegen unberührt, manch köstliches Kleinod würde dort an den Tag kommen, wenn Spaten und Hacke ihr Werk täten. Allein bisher hat niemand den Mut gehabt, neue Ausgrabungen zu veranstalten. Erst die allerletzten Wochen haben die erfreuliche Kunde gebracht,

1) Vergl. Delitzsch „Im Lande des einstigen Paradieses“ S. 26.

daß die „Deutsche Orientgesellschaft" entschlossen ist, in diesem Jahre noch die Arbeit in der Nähe Nineves und zwar in Kal'a-Schergat wieder aufzunehmen, also an einer Stelle wo große Erfolge mit Sicherheit zu erwarten sind — handelt es sich doch um die alte Rivalin Nineves, die Reichshauptstadt Assur. Wünschen wir, daß es unseren wackern deutschen Forschern beschieden sei, eine neue, glänzende Epoche der Erforschung Assyriens zu eröffnen! —

Fünf größere Städte des alten Landes Assyrien waren wiederentdeckt: Assur (Kal'a-Schergat), Ninua (Qujundjik und Nebi Junus), Kalchi (Nimrud), Dur-Sargon (Chorsabad) und Imgur-Bel (Balawat). Dadurch wurden die Annahmen über die „große Stadt" Nineve (vgl. 1. Mos. X. 11. 12), welche Chorsabad und Nimrud mit in deren Bereich zogen, und ihr damit eine Ausdehnung wie dem heutigen London einschließlich seiner Vorstädte zuschrieben, widerlegt. Daß 4 Städte, die in einer fast geraden Linie von vielen Meilen Länge selbst stundenweit von einander entfernt liegen[1], eine einzige Stadt bilden sollten, ist nach der durch die Ausgrabungen festgestellten Lage der einzelnen Orte kaum noch festzuhalten. Zu diesem Zeugnis kommt das Wort der Inschriften selbst hinzu. Die Zylinderinschrift Sargons erzählt uns von der Erbauung der neuen Stadt Dur-Sarrukin, die einstmals als kleiner Ort Magganubba hieß, nahe bei Nineve am Fuße des Berges Musri; bis dahin war Kalchi (Nimrud) die alte Residenz gewesen. Kelach war also eine von Nineve unterschiedene Stadt. So will auch die Stelle 1. Mos. X verstanden sein; der Ausdruck „das ist die große Stadt" ist höchst wahrscheinlich eine in den Text geratene Randbemerkung, durch die das unverständliche rehoboth ir erklärt werden sollte im Sinne: „das ist der gesamte große Stadtbezierk". Diese Glosse ist dann, statt hinter rehoboth ir eingefügt zu werden, an der falschen Stelle in den Text aufgenommen.[2]

Das Alter der Stadt Nineve ist nicht zu bestimmen, existiert hat sie schon im 3. vorchristlichen Jahrtausend. Um 2800 nennt Gudea ihren Namen, vom Könige Dungi (ca. 2700) ist in Nineve selbst eine Inschrift gefunden. Schon vor 1800, ehe es ein assyrisches Großreich gab, war der Tempel der Istar von Nineve weit berühmt. Sicherlich ist die alte Stadt durch die großen Völkerbewegungen

1) Siehe die Karte Billerbecks Nr. I in Beiträge zur Assyriologie Bd. III.

2) Billerbeck will in ribit Ninâ den Brückenkopf der Stadt (also Mosul) sehen, was sehr annehmbar ist und die Worte „das ist die große Stadt" als an falscher Stelle eingefügte Glosse noch besser bestätigen würde.

in Vorderasien, die uns Winckler so meisterhaft geschildert hat, oftmals in Mitleidenschaft gezogen worden. Wenn erst die hethitische Schrift einmal entziffert sein wird, wenn wir dann wissen, welche Rolle hethitische Elemente bei der Bildung des assyrischen Volkes gespielt haben, dann dürfte sich auch wohl einiges sagen lassen über die älteste Geschichte der Stadt Ninive. Einigermaßen Verläßliches können wir erst mitteilen aus der Zeit, wo Ninive eine Bedeutung gewann für das emporblühende Assyrerreich, wo es nicht mehr bloßer Mittelpunkt einer kleinen Landschaft war. Im 15. Jahrhundert ist Duschratta, der König von Mitani, Herr in Ninive. Wahrscheinlich hat er die Stadt erobert, denn er schickt dem ägyptischen Pharao Amenophis das Bild der Istar von Ninive als Huldigung zu.[1] Als nach allmählicher Verdrängung der Mitaniherrschaft Assyrien sich unter Salmanassar I. (ca. 1300) seine Großmachtstellung gesichert hatte, wird freilich Ninive noch immer nicht als die erste Stadt des Reiches genannt. Kalchi (Nimrud, Kelach) ist die Residenz des Königs. Von einer bedeutsamen Hebung der Stadt hören wir erst unter Assurnasirpal III. (884—860), der vom Amanus Cedern holen ließ für seine Prachtbauten in Ninive. Wie schon aus der Geschichte der Ausgrabungen ersichtlich, ist erst unter Sargons Nachfolger Sanherib (705–681) das meiste für die Stadt getan worden. Erst damals wurde sie offizielle Haupt- und Residenzstadt des Reiches.

Über die Baugeschichte einzelner Gebäude in Ninive sind wir durch Inschriften immer nur sporadisch unterrichtet. Wie alt z. B. der Istartempel ist, geht hervor aus der Nachricht, daß bereits Samsi-Adad (bisher meist Samsi-Rammanu gelesen), der Sohn des Isme-Dagan, nach Delitzsch 1821 v. Chr. (641 Jahre vor Assurdan) anzusetzen, diesen Bau, E-MAS-MAS genannt, restauriert hat.[2] Der nächste, der sich als Wiederhersteller dieses uralten Heiligtums nennt, ist Salmanassar I. um 1300, der auch dem Marduk und Nabu einen Tempel in Ninive baute. Auch Tiglatpilesers I. umfangreiche Bautätigkeit dürfte Ninive sehr stark mit in ihren Bereich gezogen haben. Von seinem Sohne Samsi-Adad, dem zweiten seines Namens, dem ersten aber, der den Königstitel führte, wissen wir genau, daß er den Istartempel „baute" d. i. wiederherstellte. Ob unter ihm wirklich Ninive Residenz war, ob sein ihm vorausgegangener Bruder

1) Eine Übersicht über die Stadtgeschichte bei A. Jeremias, Art. Ninive und Babylon in Hauck's Realencykl. f. prot. Theol. 3. Aufl. XIV.

2) Ob das der von Gudea erbaute Tempel war, ist m. E. nicht sicher zu entscheiden.

Assur-bel-kala auch schon dort residierte, ist m. E. immer noch nicht sicher zu entscheiden, auch nicht durch die in Qujundjik gefundene Inschrift des Assur-bel-kala, die aus einem Palaste dieses Königs stammt. Von größerer Bedeutung war Nineve unter dem mächtigen und grausamen Assurnasirpal als Ausgangspunkt für mehrere seiner Feldzüge. Von ihm mag auch die Bedeutung des Arsenals zu Ninive am besten gewürdigt sein. Hier empfing er auch den Tribut des Ilubani von Suchi.[1] Gleichwohl verlegte Assurnasirpal seine Residenz nach Kalchi, wo der großartige Nordwestpalast auf sein Geheiß entstand. Nicht ganz fünf Jahre hatte er in Ninive residiert. Ebenso hat auch Salmanassar II. nicht dauernd dort Hof gehalten. Dagegen scheint Salmanassar IV., der Belagerer Samaria's, die alte Istarstadt wieder bevorzugt zu haben. Dorthin hat er wohl den Hosea, Israels letzten König, gleich nach dessen Gefangennahme, mitgeführt (vgl. 2. Kön. 17, 3. 4). In der nachfolgenden Zeit unter Sargon steht Ninive ebenfalls zurück. Der König residierte fast immer in Kalchi in dem erneuerten Nordwestpalaste des Assurnasirpal. Erst gegen Ende seiner Regierung, 706, war der neue Herrensitz Dur-Sarrukinu (Chorsabad) „oberhalb der Quellen und der Stadtflur von Ninive" (s. o.) vollendet. Sanherib, sein Nachfolger, wählte endlich die alte natürliche Hauptstadt der ganzen Landschaft zu seinem Königssitz. Daß der vielfache Wechsel der Residenz unter den verschiedenen Regenten durch politische Strömungen bedingt war, hat uns Winckler in „Keilschriften und altes Testament" 3. Aufl. S. 73 u. ö. in vorzüglicher Weise klargelegt. Sanheribs Wahl, die auf Ninive fiel, richtete ihre Spitze gegen Babylon: nun sollte Ninive die erste Stadt der Welt sein. Freilich, sie ist es trotz aller Prachtbauten Sanheribs nicht geworden, denn die üppige Blüte der assyrischen Macht war eine im innersten Kern ungesunde Erscheinung. Der König ist der Erbauer des großen Südwestpalastes in Qujundjik und der Begründer des von seinem Sohne Asarhaddon nachmals erweiterten Palastes im Nebi Junus, unweit dessen er einen großen zoologischen und botanischen Garten, „das Paradies" genannt, anlegte. Ferner sind sein Werk die um die eigentliche Stadt Ninive herumgeführten starken Mauern,[2] deren deutliche Spuren noch heute sichtbar sind. Dazu kommt eine lange von Kisiri beginnende Kanalanlage, die er bis Ninive durchführen

1) Über die Bedeutung Ninives als Knotenpunkt der wichtigsten Verkehrsstraßen vgl. die Karte Nr. III von Billerbeck in Beiträge z. Assyriol. (BA) III.
2) Über Ninive als Festung vgl. Billerbeck in BA III p. 118 ff.

ließ, um die Hauptstadt mit gutem Wasser zu versorgen. Denn vordem mußten die Bewohner, um Trinkwasser zu erhalten, „ihre Augen zum Regen des Himmels richten". Die Stadt selbst verschönte er durch den Bau einer Brücke über den Choser und durch Anlegung einer prächtigen Straße girru ša šarri „Königstraße", über die Sanherib selber berichtet: „Damals vergrößerte ich den Umfang meiner Residenz Nineve. Ihre Straße — den Weg „Königstraße" — änderte ich und baute sie herrlich. Wall und Mauer baute ich kunstvoll und berghoch, 100 große Ellen machte ich ihren Graben breit. Damit in künftigen Tagen die Königstraße nicht verkleinert werde, ließ ich Inschriften anfertigen, die je auf der andern Seite einander gegenüberstehen: »62 große Ellen habe ich die Breite der Königstraße bis zum Parktore gemessen. Wenn je einer von den Einwohnern Nineves sein altes Haus umbaut und ein neues baut, und damit mit dem Fundament seines Hauses in die Königstraße einrückt, den soll man auf seinem Hause auf einen Pfahl hängen.«" Wie sehr auch Sanherib für die Zukunft sorgte, er konnte es nicht verhindern, daß seine politischen Gegner, voran die Priesterschaft, deren Überwindung nur in der Selbsttäuschung des Königs existierte, seine Pläne gewaltig durchkreuzten, in dem sie den politischen Zwiespalt in des Königs eigene Familie hineintrugen. Als Opfer eines Komplotts, an dessen Spitze sein eigener Sohn (vielleicht Sar-etir mit Namen) stand, fiel Sanherib von Mörderhand. Einer der Söhne Sanheribs, Asarhaddon, der im fernen Nordwesten[1] Krieg führte, rückte in Eilmärschen heran und besiegte die Aufständischen. Die ganze Revolution dauerte nur acht Wochen. Einige Zeit danach bestieg Asarhaddon den Thron, freilich erst, nachdem er mit der feindlichen Priesterschaft und der babylonischen Partei Frieden geschlossen hatte. Er suchte an Babel wieder gut zu machen, was sein Vater zur Unterdrückung der Stadt und ihres weltumfassenden Einflusses getan. So verlor ganz allmählich Nineve und mit ihm Assyrien wieder an politischer Bedeutung, wenn auch äußerlich das Reich zu gewinnen schien. Der Hauptstadt Nineve ließ Asarhaddon viel Interesse zu teil werden. Die Bauzylinder vom Nebi Junus berichten von dem Bau seines Palastes, der von ganz hervorragender Pracht und Schönheit gewesen sein muß. Zwölf unterworfene Könige des Westlandes, unter ihnen Manasse von Juda, mußten die kostbarsten Baumaterialien liefern; selbst die unterjochten Stadtfürsten der Insel Alasia (Cypern) mußten dazu beitragen.

1) So Hommel Geschichte p. 689.

Auch das berühmte Arsenal auf demselben Hügel wurde erneuert und erweitert. Nach seinem dritten Feldzug baute Asarhaddon noch zwei große Paläste, deren einer in Nimrud gefunden ist: es ist der Südwestpalast, zu dessen Wänden er die Reliefplatten des Tiglatpileserpalastes verwendete, deren Bildseiten verkehrt eingemauert wurden. 668 starb Asarhaddon, und Assurbanipal, den er schon im Jahre zuvor in Nineve zum Thronfolger hatte ausrufen lassen, bestieg in Assyrien den Thron. Er residierte im Nordpalast von Qujundjik, in Bit-riduti, dem Hause des Harems. Dort hatte Sanherib als Prinz gewohnt, war Asarhaddon geboren und erzogen, dort war er selbst herangewachsen. Später hat er dies Haus seiner Jugend in prachtvoller Weise erneuert. Auch der Südwestpalast Sanheribs wurde von Grund aus umgebaut und erweitert. Ganz besonders betont Assurbanipal aus den Tagen seiner Jugend in Bit-riduti seine literarische Erziehung, für die wir heute seinen Lehrern nicht genug danken können. Dort ist in ihm die in bestem Sinne noble Passion herangezogen worden, das Schrifttum Babyloniens abschreiben und zu einer großen Reichsbibliothek sammeln zu lassen, von deren Wiederauffindung wir oben erzählt haben. Seine andern Passionen sind abgesehen von seiner Bauleidenschaft allerdings vielfach solche gewesen, die wir in malam partem als noble bezeichnen; was uns besonders abstößt, ist seine Grausamkeit. Nineve war „die Stadt der Bluttaten" (Nahum 3, 1).[1] Die politischen Verhältnisse des Reiches waren unter seiner Regierung innerlich immer morschere geworden. Seine Söhne Assur-etil-ili und Sin-sar-iskun sind die letzten Könige von Assyrien gewesen. Um 625 brachen die Meder ins Land und zogen gerade auf Nineve los. Wie die Stadt vor der Zerstörung errettet ward, wissen wir nicht. Bald nach den Medern gerieten die Saken, ein Skythenvolk, über Assyrien, das innerlich völlig gebrochen war. Immer noch hielt sich Nineve. Erst als Nabopolassar von Babylon sich mit den Medern verbündet hatte, konnte er mit ihrer Hülfe die Stadt einnehmen. So gründlich war diese wahrscheinlich 606 vollzogene Zerstörung, daß von Stund an Nineve ein Schutthaufen blieb.[2]

Als Xenophon 200 Jahre nach dem Falle der stolzen Stadt

1) Eine kurze aber treffende Schilderung der Zustände am Königshofe gibt Billerbeck in BA. III. p. 116. Vgl. auch das hübsche Bild, das Bezold in seiner Monographie Nineve und Babylon zeichnet.

2) Anders A. Jeremias, der den Bericht Xenophons für unzuverlässig, den Ausspruch Lucians für poetische Übertreibung erklärt.

an ihrem Trümmerfeld vorbeizog, wußte er nichts von der Jahrtausende alten Kultur, die dort ihr Grab gefunden; „Larissa“ nannte man ihm die Stätte Nineves. Nur ein einziger Name, wie Hommel erkannt, ist durch die Jahrhunderte erhalten geblieben, der des Sargon, der als Sar'un in Verbindung mit Chorsabad von arabischen Geographen genannt wird, der Name des Herrschers, dessen Person von all den Gewaltigen Assyriens uns die meiste Sympathie abgewinnt.

Nineves Auffindung und Ausgrabung aber wird ein Markstein bleiben in der Geschichte der Wissenschaften, dem nur wenig andere an Wichtigkeit gleichen: von da aus beginnt die Kenntnis der Quellen für das erst in unseren Tagen sich erschließende Verständnis dessen, was altorientalisches Leben, Wesen und Denken heißt. —

Literatur:

Botta, Briefe an Mohl in Journ. Asiat. ser. IV. vol. II—V.
Botta und Flandin, Monument de Nineve, 5 Bände.
Place, Brief an Mohl in Journ. Asiat. ser. IV. vol. XX.
Layard, Niniveh u. seine Überreste, deutsch v. Nicol. Napol. Wilh. Meißner. 1854.
— Populärer Bericht üb. d. Ausgrabungen z. Niniveh, deutsch v. Meißner. 1852.
— Niniveh und Babylon, deutsch von Zenker 1856.
G. Smith, Assyrian Discoveries. 1875.
Rassam, Recent Discov. etc. in Transact. of the Soc. of Bibl. Arch. VII. VIII.
Hommel, Geschichte Babyloniens und Assyriens, Berlin 1885—1888.
Rogers, History of Babylonia and Assyria, New York 1890.
Hilprecht, Explorations in Bible Lands, 1903. (Beste mir bekannte Darstellung, deutsche Ausgabe in Vorbereitung.)
Kaulen (kathol.), Assyrien und Babylonien (veraltet, trotz der neuen Auflagen; die Übersetzungsproben nicht zuverlässig).
Mürdter-Delitzsch, Geschichte von Babylonien und Assyrien 1891. (Zur Zeit des Erscheinens sehr zuverlässige Zusammenstellung. Bedürfte einer neuen Auflage.)
Billerbeck-Jeremias, der Untergang Nineve's in Beiträge zur Assyriologie III. S. 87—188. (Vortreffliche Karten!)

Für eingehendere Beschäftigung mit Ergebnissen der Ausgrabungen sind die Werke von Ed. Meyer, Tiele, Winckler, auch Ritters Erdkunde XI, zu nennen. Ferner vgl. die einzelnen Einleitungen zu den Inschriften in Schraders Keilschr. Bibliothek und die Ausgaben der Bauinschriften Sanheribs und Asarhaddons von Meißner und Rost. Obige auch nicht annähernd vollständige Darstellung verdankt das meiste den Werken von Hommel, Rogers und Hilprecht.

Das

Stadtbild von Babylon

Von

Fr. H. Weißbach

Mit zwei Plänen und einer Skizze



Leipzig
J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung
1904

Der alte Orient.

Gemeinverständliche Darstellungen

herausgegeben von der

Vorderasiatischen Gesellschaft.

5. Jahrgang, Heft 4.

Wegen der vielfach erweiterten Neudrucke empfiehlt es sich, fortab nach Jahrgang, Heft und Seitenzahl zu zitieren und eine zweite oder weitere Auflage mit hochstehender Ziffer anzudeuten, also z. B.: AO. IV, 2^2 S. . . . = Alter Orient 4. Jahrg., 2. Heft, 2. Aufl. Seite . . . .

Auf den folgenden Blättern ist der Versuch gemacht, das Wesentlichste, was sich für die Topographie des alten Babylon aus den Keilinschriften und den Ausgrabungen im Stadtgebiete als sicher, wahrscheinlich oder möglich gewinnen läßt, kurz zusammenzufassen.

I. Vorgeschichte[1].

Im Abendlande ist die Kunde von der Stadt Babylon literarisch niemals erloschen; dafür sorgte schon das Studium der Bibel und der klassischen Schriftsteller, die in der Schilderung der Größe Babylons sich nicht genug tun konnten. Die Stelle freilich, wo die alte Weltstadt einst gestanden hatte, kannte man nicht mehr genau, und die ersten europäischen Reisenden, die das Land besuchten, machten über die Lage der Stadt irrtümliche Angaben. So glaubte z. B. der Augsburger Arzt Leonhart Rauwolf, der am 24. Oktober 1574 von Feludscha am Euphrat gen Bagdad zog, in der Nähe der erstgenannten Stadt die Ruinen von Babylon gesehen zu haben. John Eldred, ein englischer Kaufmann, der im Juli 1583 die gleiche Reise machte, scheint die Ruine Akerkuf, etwa 4 Stunden von Bagdad, für den Turm von Babylon gehalten zu haben. Dagegen hat Pietro della Valle, der im November 1616 von Musejib aus am Euphrat hinabzog, wohl als erster Europäer die wirklichen Ruinen von Babylon erkannt, nämlich unweit des Dorfes „Giumgiuma" (Dschimdschime), eine gute Stunde oberhalb der Stadt Hille. Allerdings hielt er die Ruine Babil für das von den griechischen Schriftstellern erwähnte Grab des Belos oder den Turm Nimrods. Carsten Niebuhr dagegen, der Anfang 1766 in Hille war und von dort aus — wohl als der erste Europäer — die große Ruine Birs (3 Stunden südwestlich von Hille) besuchte, hielt diese für den Turm des Tempels des Belos, während er die sogenannten hängenden Gärten in einem Schutthügel $^3/_4$ Meile nordnordwestlich von Hille

1) Ein Abriß der Stadtgeschichte von Babylon wird das nächste Heft AO. VI, 1 aus der Feder von H. Winckler bringen.

zu erkennen glaubte. Der apostolische Vikar Beauchamp besuchte die Ruinen von Babylon i. J. 1784. Er sah in dem Ruinenhügel, welchen die dortigen Einwohner Makloube (d. i. „umgewendet") nannten, Araber beschäftigt, die Ziegel aus den Mauern herauszubrechen, und der Meister erzählte ihm, daß er öfter irdene Gefäße, gravierte Steine und Götzenbilder aus Ton fände. Auch hätte er einige Jahre vorher eine Statue in Lebensgröße ausgegraben, aber mit dem Schutt weggeworfen. In einem Zimmer habe er eine Kuh, sowie Sonne und Mond, alles aus emaillierten Ziegeln, entdeckt. Beauchamp selbst sah einen großen Stein, der Spuren der Bearbeitung mit dem Meißel trug und mehrere tiefe Löcher hatte; auch fand er eine Platte aus rot und weiß geadertem Granit, 2 Fuß lang und breit und 6 Zoll dick. Die Inschriften auf den Ziegeln, welche schon um 1700 ein Dominikaner, Emmanuel vom heiligen Albert, beobachtet hatte, veranlaßten Beauchamp, einige Muster davon nach Paris zu senden.

Eine genauere Kenntnis des Ruinenfeldes von Babylon beginnt erst mit den Forschungen des Engländers Claudius James Rich. Dieser hatte in seiner Stellung als Vertreter der Britisch-Ostindischen Gesellschaft in Bagdad bequem Gelegenheit, die Ruinen von Babylon wiederholt (1811—1817) zu besuchen. Ihm verdankt man nicht nur die erste eingehende und ziemlich genaue Beschreibung derselben, sondern auch einen guten Übersichtsplan. Im Nov. 1818 besuchte noch ein anderer Engländer, Sir Robert Ker Porter, die Umgegend von Hille, beschrieb die Ruinen gleichfalls und veröffentlichte 2 Pläne; der erste war ähnlich wie Rich's Plan, aber umfassender und genauer; der zweite enthielt die weitere Umgegend bis zum Khan Mohawil im Norden, dem Ruinenhügel Oheimir im Osten und dem Birs Nimrud im Südwesten. Die großartigen Funde, welche in den Jahren 1843 und 1844 von dem Franzosen Botta und später dem Engländer Layard in Assyrien gemacht worden waren und die die Entzifferung der babylonisch-assyrischen Keilschrift erst wirklich ermöglichten, bestimmten Layard Ende 1850 auch auf dem Boden Babylons Ausgrabungen zu veranstalten. Da ihn die Ergebnisse aber nicht befriedigten, stellte er sie nach wenigen Wochen ein. Größere Erwartungen in bezug auf die Topographie Babylons begleitete die am 1. Juli 1851 von Paris ausgesandte Expedition Fulgence Fresnel, Jules Oppert und Felix Thomas. In der Tat hat diese Expedition in den 3 bis 4 Jahren ihrer Tätigkeit zum ersten Mal in größerem Umfang den Versuch gemacht, die aus

den alten Schriftstellern und aus den Keilinschriften, zu deren ersten Entzifferern Oppert gehört, zu entnehmenden topographischen Einzelheiten an den Ruinen nachzuweisen. Die Oppert'sche Rekonstruktion des alten Stadtbildes zeigt zunächst die beiden großen Umfassungsmauern Babylons in der Gestalt zweier gleich orientierter Quadrate, von denen das kleinere innerhalb des großen steht. Die Seiten sind 17 bez. 22,6 Kilometer lang, der Flächeninhalt des Ganzen beträgt also 510,76 Quadratkilometer. Außerdem sind eine Menge topographische Details, Stadttore, Paläste, Burgen, Tempel, Straßen und Kanäle in diesen Plan eingetragen. Oppert's Rekonstruktion hat, obwohl Bedenken gegen ihre Richtigkeit zuweilen laut wurden, fast 40 Jahre lang die Wissenschaft beherrscht. Wie hätte auch ein Zweifel ohne neue Untersuchungen an Ort und Stelle ausreichend begründet werden können! An solchen fehlte es aber, da die flüchtigen Ausgrabungen, die Hormuzd Rassam im Jahre 1880 hier anstellen ließ, zwar eine Anzahl neue Keilinschriften zu Tage förderten, aber die Topographie gar nicht berücksichtigten. Wüßten wir genau den Fundort aller dieser Texte, so hätten sich zweifellos einige wichtige topographische Fragen schon damals mit Sicherheit beantworten lassen.

So blieb es der Deutschen Expedition, die im Winter 1898/9 von der Deutschen Orient-Gesellschaft ausgesandt wurde, vorbehalten, die Lösung jener Zweifel zu versuchen, und man kann jetzt, nachdem die Arbeiten fast 5 Jahre lang ununterbrochen betrieben worden sind, behaupten, daß wenigstens eine kleine Anzahl der topographischen Probleme bereits ihre Erledigung gefunden hat; andere sind der Lösung näher gebracht; die meisten Fragen harren allerdings noch der Beantwortung. Ehe wir daran gehen, unsere eigenen Anschauungen von der Topographie des alten Babylon auseinanderzusetzen, wird es sich empfehlen eine kurze Beschreibung der Ruinen in ihrem jetzigen Zustand vorauszuschicken.

II. Beschreibung der Ruinen.

Außer den Plänen von Rich, Porter und Oppert bleibt die Kiepert'sche Karte im 18. Bande der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin" (1883), die sich auf die Aufnahmen dreier englischer Offiziere (Selby, Bewsher und Collingwood, in den Jahren 1861—65) stützt, so lange maßgebend, als sie nicht durch eine neue Vermessung, die von der deutschen Expedition erwartet

wird, ersetzt ist. Einzelne Nachträge und Berichtigungen, auf Grund persönlicher Erkundigungen bei den Arabern, lassen sich schon jetzt geben. Diese Erkundigungen sind aber oft nicht so einfach als man denken sollte. So ist es mir trotz aller Bemühungen nicht gelungen, den wahren Namen eines Dorfes, das auf Porters Plan Tajeca heißt, mit Sicherheit zu ermitteln.

Die Ruinen von Babylon werden jetzt am einfachsten von Bagdad aus zu Wagen erreicht. Es besteht eine Omnibusverbindung zwischen Bagdad und Hille. Die etwa 80—90 Kilometer lange Strecke wird bei gutem Wetter in 10—11 Stunden zurückgelegt. Hat man den letzten der drei Khans (Mahmudije, Haswe und Mohawil), wo die Maultiere gewechselt werden, passiert, so taucht in der Ferne der hohe und breite Rücken von Babil, dem nördlichsten Trümmerhügel Babylons, auf. Es dauert aber noch eine geraume Zeit, bis man, eine gute Wegstunde von Hille entfernt, das Stadtgebiet selbst erreicht. Dieses ist kenntlich an den Stadtmauern, die sich noch jetzt ziemlich genau verfolgen lassen: Ein mehrere Meter hoher, beiderseits sanft abfallender Damm erhebt sich nördlich von dem Trümmerhügel Babil, verläuft erst 600 Meter[1] weit genau östlich, biegt dann südwärts und erhält nach 850 Metern seine Hauptrichtung (südöstlich). Nach 3300 Metern ist der östlichste Punkt erreicht. Der Damm hat hier eine breite Lücke. Jenseits derselben setzt er sich in südwestlicher Richtung fort und verliert sich gegenwärtig nach ungefähr 2 Kilometern im freien Felde. Daß dieser Damm wirklich die alte Stadtmauer ist, lehrt die flüchtigste Betrachtung. Selbst die Araber der Gegend haben dies erkannt und nennen den Damm Sur („Stadtmauer“). Im Norden ist jedenfalls die Mauer noch in ihrer alten Ausdehnung erhalten. Die flache Ebene, aus der sie sich dort erhebt, ist nichts anderes als das alte Euphratbett, das im Laufe der Jahrhunderte vom Wüstensand ausgefüllt worden ist. Der Strom floß oberhalb Babylons im Altertum viel weiter östlich als jetzt. Die Ruinenstätte Abu Habba (nördlich von Babylon) liegt meilenweit vom heutigen Euphrat entfernt, während die Stadt Sippar, deren Stelle sie bezeichnet, einst direkt am Euphrat gelegen war, ja in der Keilschrift als „Euphratstadt“ schlechthin gilt. Etwa 600 Meter südlich von Babil erreicht der Euphrat sein altes Bett wieder. Weiter abwärts macht

1) Die Maßangaben hier und im folgenden sind natürlich nur als ungefähre aufzufassen.

der Strom noch zwei Ausbiegungen nach Westen, die gleichfalls späteren Ursprungs sind, dann tritt er aus dem Stadtgebiet aus. Die betreffenden Teile des alten Bettes lassen sich auch hier, östlich von der jetzigen Wasserrinne, noch deutlich erkennen. Die Stelle, wo der südliche Schenkel der Stadtmauer sich jetzt im freien Felde verliert, ist vom alten Ostufer des Euphrats ungefähr 1200 Meter entfernt. Für diese Strecke läßt sich also die Stadtmauer nicht mehr nachweisen. Vom nördlichen Ausgangspunkt derselben bis zu ihrem wahrscheinlichen Endpunkt im Süden beträgt die Entfernung etwa 5 Kilometer.

Bedeutend geringer sind die Reste der Stadtmauer auf der anderen Seite des Stromes. Erhalten sind nur die beiden Außenecken mit den unmittelbar daran stoßenden Teilen. Diese Mauer begann ungefähr an der Stelle, wo der Euphrat schon die Mitte des östlichen Stadtteils erreicht hatte, verläuft vom jetzigen Westufer etwa 500 Meter weit westsüdwestlich, biegt in fast rechtem Winkel um und verfolgt eine südsüdöstliche Richtung. Nach einer Lücke wird sie wieder sichtbar, biegt wieder nach dem Euphrat um und verliert sich bald darauf in der Ebene. Die Entfernung der beiden Außenecken von einander beträgt ungefähr 1800 Meter, ihr Abstand vom alten Westufer ist auf höchstens 1 Kilometer zu veranschlagen Der westliche Stadtteil bildete nahezu ein Rechteck von ungefähr 1,8 Quadratkilometer Oberfläche. Der östliche Stadtteil stellt sich dagegen, abgesehen von der Ausbiegung im Norden, fast als ein rechtwinkliges Dreieck dar, dessen Hypotenuse der Strom bildet. Sein Flächeninhalt dürfte 10 Quadratkilometer nicht überschritten haben, sodaß also das ganze Ruinenfeld einen Flächenraum von höchstens 12 Quadratkilometer einnehmen würde.

Babylon ist gegenwärtig wieder bewohnt. Nicht weniger als 3 Dörfer liegen im Stadtgebiet: Am Ostufer des Euphrat Kuärisch und Dschimdschime, ersteres in der Mitte, letzteres, das größere, am Südende der Stadt. Übrigens liegen beide Dörfer zum Teil westlich vom alten Strombett, zum Teil direkt in demselben. Beide sind von rohen Lehmmauern umgeben. Kuärisch lag früher etwa 1 Kilometer weiter nördlich. Das alte Dorf, von dem jetzt noch einige dürftige Reste inmitten eines Fruchtgartens sichtbar sind, wurde vor ungefähr 50 Jahren infolge einer Seuche verlassen. Auf der anderen Seite des Stromes und zwar in der Nähe der südwestlichen Mauerecke, liegt das unbedeutende Sindschar (auf den bisherigen Plänen fälschlich Anane genannt), nördlich davon eine kleine Gruppe

von Hütten und Zelten, die auf den Plänen — wohl irrtümlich — Abu Ghozailat heißt. Außerhalb des alten Stadtgebietes, aber noch in unmittelbarer Nähe desselben, sind zu nennen: Birnun, am linken Ufer des Euphrat, ein kleines halbes Stündchen westlich von Babil, ferner Anane, fast in der Mitte zwischen Birnun und Kuärisch, aber westlich vom Strome und Bserawin (?, auch Zuär oder Hosch Ehsien genannt, bei Porter Tajeca), gegenüber von Dschimdschime. Schließlich sei noch das Gehöfte des Armeniers Karabet erwähnt, das etwas oberhalb von Kuärisch am anderen Ufer des Euphrat liegt. Es ist von einer starken Lehmmauer umgeben, die einen großen rechteckigen Hof umschließt, durfte aber nicht bezogen werden, da es auf die türkischen Behörden den Eindruck einer Festung machte. Infolge dessen ist dieser Platz fast unbewohnt. Alte Ruinen sind außer den schon beschriebenen Resten der Stadtmauer auf dem Westufer nicht sichtbar, sondern ausschließlich östlich vom Euphrat.

Die nördlichste Ruine heißt, wie bereits erwähnt, Babil. Es ist ein Schutthügel, dessen Höhe auf etwa 30 Meter zu schätzen ist. Der rechteckige Grundriß des Gebäudes, das einst diese Stelle zierte, ist noch deutlich erkennbar. Das Gebäude war mit den Seiten genau nach den Himmelsgegenden orientiert, und zwar liegen die längeren Seiten (über 100 Meter) im Norden und Süden. Die Stadtmauer ist derart um Babil herumgeführt, daß sie es auf 2 Seiten, im Osten und Norden umschloß. Im Westen strömte der Euphrat, im Süden lag die Stadt. Folgt man dem Laufe des Stromes abwärts, so führt der Weg anfangs durch eine Zone von Fruchtgärten und Palmenpflanzungen, dann aber erreicht man ein Stück unebenes, wüstes Land, das offenbar alte Bauten unter seiner Oberfläche verbirgt. Doch werden diese kaum sehr beträchtlich gewesen sein, da der Boden sich hier nur wenig über die Umgebung erhebt. Am Euphratufer schließen sich an diese Wüstenei wieder Palmen an, deren Zone sich keilförmig nach Osten zu verjüngt. Dann folgt wieder ein mächtiger Trümmerhügel, der nach Osten und Süden zu ziemlich steil, nach Norden und Westen zu etwas sanfter in die Ebene abfällt. Der Grundriß ist annähernd trapezförmig, Nord- und Südseite laufen fast parallel. Die längere, südliche Seite mißt ungefähr 300 Meter, die Westseite etwa 450. Die Oberfläche dieses Schuttgebirges ist höchst unregelmäßig; Hügel von 15 Metern Höhe wechseln mit tiefen Einsenkungen, ja ganzen Tälern. Im nordwestlichen Teile ragen noch einige starke Wände aus gelblichen, sehr harten Ziegeln empor, deren außerordentliche Härte der Zerstörung durch die Un-

bilden der Witterung und durch Menschenhand getrotzt hat. Die Araber nennen diese Stelle Gasr („Schloß, Palast") und das ganze Schuttgebirge Emdschelibe (Deminutivform von maglûbä „umgewendet, umgestürzt"), ein Name, der übrigens auch die vorhin beschriebene Wüstenei, die im Norden hinter der Palmenzone liegt, mit umfaßt. Westlich vom Gasr-Hügel liegt das Dorf Kuärisch. Von der Emdschelibe nach Süden zu erstreckt sich eine Ebene, die nur durch unbedeutende Erhebungen unterbrochen ist, mehr als $^1/_2$ Kilometer weit. Begrenzt wird sie im Süden durch einen ungeheuren Schutthügel, der in der Richtung von Norden nach Süden etwa 600, von Westen nach Osten etwa 400 Meter mißt, während seine Höhe auf durchschnittlich 25 Meter geschätzt werden kann. Auf seinem Rücken stehen, ungefähr in der Mitte und nahe bei einander die Grabkuppeln zweier muslimischer Heiligen, Ibrahim il-Khalil (?) und westlich davon Amran ibn Ali. Nach letzterem, dessen Grab sich in einem rechteckigen, von einer Mauer aus Backsteinen umgebenen Hof befindet, wird der ganze Hügel Ischan[1] Amran ibn Ali genannt.

Südlich und östlich vom Ischan Amran reihen sich, durch mehr oder weniger bedeutende Einsenkungen getrennt, andere Hügel an, von denen die nördlichsten bis nahe an die Südostecke der Emdschelibe herantreten. Der südliche Teil dieser Gruppe führt bei den Arabern den Namen Ischan il-aswad („der schwarze Hügel"), während der nördliche Märkäz („Mittelpunkt, Kreisstadt") heißt. Westlich von Ischan Amran, zwischen diesem und dem Euphrat, erstreckt sich eine lange, nach Süden zu sich verbreiternde Ebene, in der wir das alte Bett des Stromes, der ursprünglich direkt am Hügel vorbeifloß, zu suchen haben. Jetzt liegt fast am Südende der Ebene das große Dorf Dschimdschime, an zwei Seiten von ausgedehnten Palmengärten umschlossen, nördlich davon der Friedhof (Mugbare) für die jetzigen Bewohner von Babylon und Umgegend, die in der Nähe ihrer Heiligen zu ruhen wünschen, noch weiter nördlich der „Rennplatz" (Miedan), auf welchem an den beiden großen Festen (Bairam) Pferderennen veranstaltet werden. Nördlich vom Ischan Amran erblickt man jetzt ein mehrere Meter tiefes Loch von fast quadratischem Umriß, dessen Länge und Breite fast 100 Meter beträgt. Die Seiten dieses Loches sind nicht genau nach den Himmelsrichtungen orientiert, sondern verlaufen etwas schief. In seiner Mitte

1) išân, nicht tell, noch weniger aber nišân („Zeichen, Ziel") ist das von den Arabern der Umgegend gebrauchte Wort für „Hügel", bez. „Schutthügel".

erhebt sich noch etwa 4 Meter hoch ein Block aus lufttrockenen Ziegeln von ungefähr 60 Metern Länge und Breite. Die Seiten dieses Blockes gehen genau parallel mit den äußeren Grenzlinien des Loches, das den Block rahmenartig umgibt. Die Araber nennen diese Stelle Sahan („Schüssel"). Die Aushöhlung des Sahan ist zum Teil mit Grundwasser gefüllt. In der Mitte hat die südliche Umrahmung eine gleichartige rechteckige Ausbuchtung von etwa 50 Metern Länge, die bis in die Nähe des Ischan Amran führt.

Östlich vom Gasr-Hügel, nordöstlich vom Märkäz finden sich noch weitere Schutthügel, von denen der bedeutendste der ziemlich steil aus der Ebene ansteigende Ischan il-ahamar ist. Er hat seinen Namen („der rote Hügel") von der Farbe der Ziegelbruchstücke, die ihn bedecken, erhalten, und nach ihm heißt die ganze Umgebung il-Ehmere („die Rote"). Östlich vom „Roten Hügel" verläuft fast genau von Norden nach Süden ein Damm von genau demselben Charakter wie die oben beschriebene Stadtmauer. Seine Länge mag annähernd 2 Kilometer betragen; er beginnt und endet anscheinend im freien Felde. Das Südende liegt nicht weit von der Stelle, wo die Straße Bagdad-Hille die Stadtmauer zum zweiten Male durchbricht und aus dem Stadtgebiet austritt.

Damit wäre die Beschreibung der hervorragendsten Ruinenplätze erschöpft. In dem östlichsten Winkel zwischen der eben genannten inneren und der äußeren Stadtmauer, fehlen jedenfalls Trümmerstätten von einiger Bedeutung völlig. Hier befinden sich, wie auch nördlich von der Ehmere, Getreidefelder, die durch künstliche Wasseradern modernen Ursprungs befruchtet werden. Der größte Kanal, der Nahr en-Nil, berührt jetzt das Stadtgebiet überhaupt nicht mehr. Während er früher unterhalb von Babil aus dem Euphrat abzweigte, dann die Stadtmauer an der Stelle durchbrach, wo diese ihre Nordsüdrichtung mit einer solchen gegen Südosten vertauscht, entnimmt er jetzt sein Wasser oberhalb Birnun und fließt außerhalb der Stadt nach Südosten zu. Sicher ist auch das alte Kanalbett noch modernen Ursprungs.

III. Versuch einer Topographie der alten Stadt Babylon.

Die literarischen Hilfsmittel zur Rekonstruktion des alten Stadtbildes sind von dreierlei Art:

1. Die Angaben der Bibel. Von diesen kommt für die Topo-

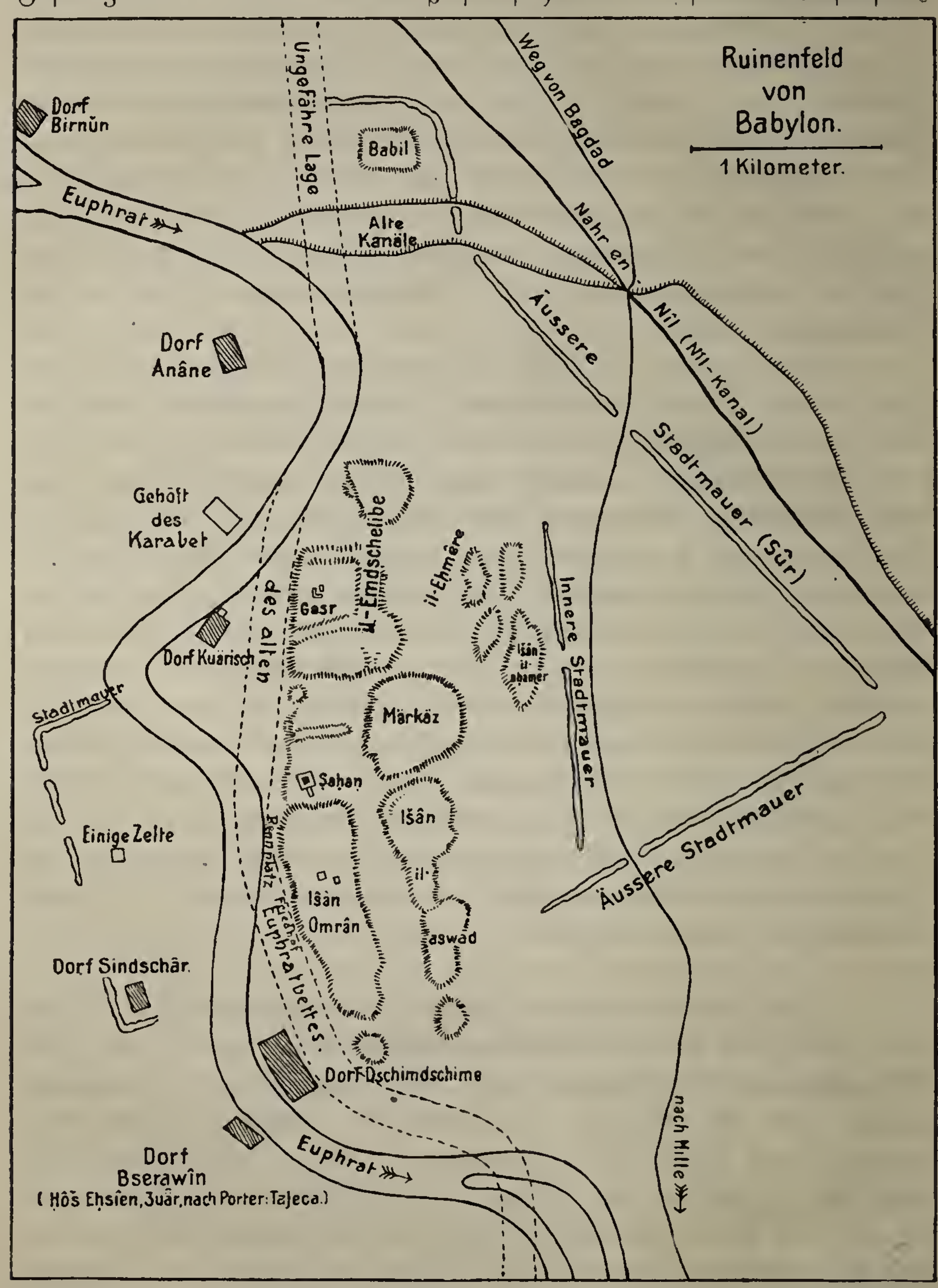
graphie fast nur die bekannte Erzählung vom Turmbau zu Babel in Betracht, die jedenfalls einen historischen Kern hat, der aber von der Sage umwoben und fast verhüllt ist.

2. Die Angaben der griechischen und römischen Schriftsteller. Obwohl Babylon erst zur Zeit seines Niederganges in den Gesichtskreis der klassischen Völker trat, erregte doch die Größe und Pracht der Stadt ihre lebhafteste Aufmerksamkeit und Bewunderung. Ihre Angaben sind jedoch so voll von Widersprüchen im einzelnen und leiden derartig an offenbaren Übertreibungen, daß man besser tut, sie für die Topographie überhaupt beiseite zu lassen oder nur dann zu verwenden, wenn sie in Angaben anderer Quellen ihre Bestätigung finden.

3. Diese anderen Quellen, die lautersten, die uns zur Verfügung stehen, sind die Keilinschriften. Namentlich gehören hierzu die Bautexte Assarhaddon's, Asurbanipal's, Nabopolassar's, vor allem aber Nebukadnezar's. Freilich muß sogleich bemerkt werden, daß diese Inschriften, selbst wo sie unversehrt erhalten und klar geschrieben sind, doch nicht so vollständig ausgebeutet werden können, wie sie verdienten, einerseits deshalb, weil uns die assyriologische Wissenschaft noch vielfach im Stich läßt, andererseits weil oft der Wortlaut zwar verständlich ist, aber mehrere und verschiedene Deutungen gestattet. Viele topographische Details enthalten ferner die zahlreichen Privaturkunden, namentlich diejenigen aus neubabylonischer und persischer Zeit. Von großem Werte ist endlich eine, freilich fragmentarische Keilschrifttafel des Berliner Museums, die ganz speziell von der babylonischen Topographie handelt, und eine andere, im Original leider verschollene Tafel, die eine Beschreibung des Haupttempels von Babylon enthielt.

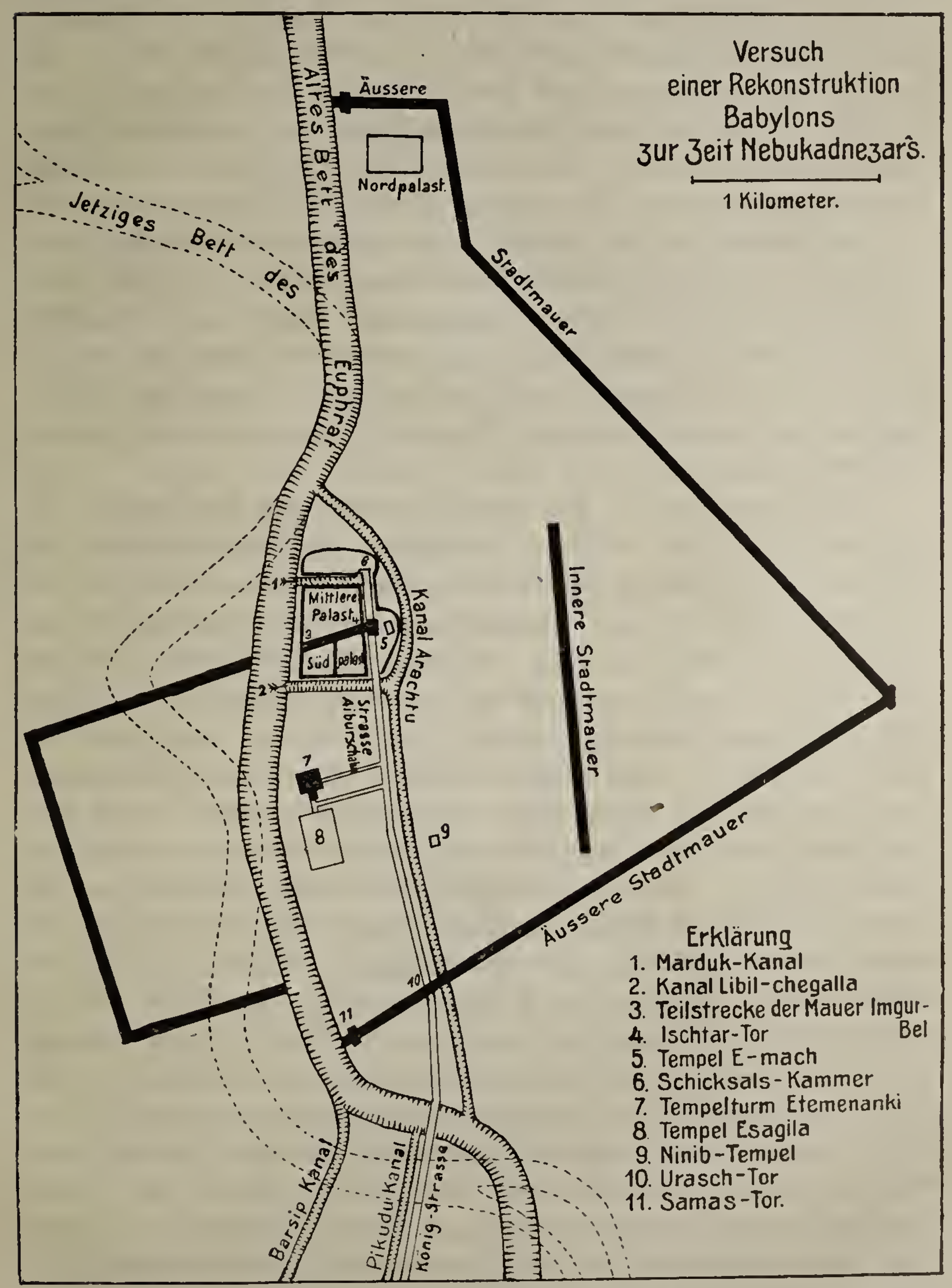
1. Die Stadtmauern. Schon die Beschreibung der Ruinen hat gezeigt, daß es in Babylon verschiedene Stadtmauern gab. Die Bauinschriften Nebukadnezars und seiner unmittelbaren Vorgänger nennen als „die Mauern" von Babylon: Imgur-Bel („Bel war gnädig") und Nimitti-Bel („Ruheplatz? Bels"). Öfter aber wird die erste schlechthin als „Mauer" von Babylon und letztere als schalchu der Stadt bezeichnet. Der Ausdruck schalchu gehört zu denjenigen assyrischen Wörtern, über welche die Akten noch nicht geschlossen sind. Daß er eine Art Mauer bezeichnet, ist zweifellos. Die bisher fast allgemein angenommenen Deutungen „Außenmauer" oder „Wall" sind jedenfalls aufzugeben. Vielmehr haben

die Ausgrabungen in Babylon es wahrscheinlich gemacht, daß Imgur-Bel und Nimitti-Bel 2 unmittelbar nebeneinander gelegene Festungswerke waren und daß sie sich beide auf dem Gasr-Platz



befanden, Imgur-Bel im Süden und Nimitti-Bel im Norden. Demgemäß hätten sie nur die Altstadt umschlossen, wo einst die Paläste Hammurabis und seiner Nachfolger standen, von denen aber

die zweimalige Zerstörung der Stadt vor Nebukadnezar und die gründlichen Erneuerungsarbeiten dieses Königs auch die letzte Spur verwischt zu haben scheinen. Imgur=Bel und Nimitti=Bel wurden



von Sanherib zerstört, von Assarhaddon und Asurbanipal erneuert von letzterem aber bei der Erstürmung Babylons i. J. 648 wieder zerstört, worauf sie erst durch Nabopolassar und seinen Sohn Nebu=

kadnezar von neuem, und zwar stärker und höher als je zuvor, gebaut wurden. Sie stehen zum Teil noch heute, obwohl die Araber seit Jahrhunderten an ihrer Zerstörung gearbeitet haben, um das wertvolle Ziegelmaterial zu ihren eigenen Bauten zu verwenden. So ist fast die ganze Stadt Hille aus alten Ziegeln gebaut, und es macht einen eigentümlichen Eindruck, wenn man dort ein Privathaus betritt und auf den Fliesen des Hofes von Inschriften Nebukadnezars begrüßt wird. Da die arabischen Ziegelräuber nur darauf bedacht waren, das für sie nutzbare Material zu gewinnen, sich aber um den Schutt, in den die Mauern eingebettet waren, nicht kümmerten, so fand ihre Tätigkeit dann eine natürliche Grenze, wenn die Schuttmassen mit Einsturz drohten oder bereits in die Aushöhlungen stürzten. Diesem Umstand ist es zu danken, daß die untersten Partien der Gasr-Mauern noch erhalten sind. Sobald die Schuttschichten von den Arbeitern der Deutschen Expedition beseitigt waren, traten sie zu Tage.

Der Platz, den die Mauern Imgur-Bel und Nimitti-Bel einschlossen, konnte für die Dauer der immer mehr anwachsenden Bevölkerung nicht genügen, um so weniger, als Nabopolassar und noch mehr Nebukadnezar einen großen Teil desselben für sich und ihre Hofhaltung in Besitz nahmen. Wahrscheinlich wohnten auch schon damals viele Leute außerhalb der genannten Befestigung, und es machte sich das Bedürfnis geltend, auch diese vor feindlichen Einfällen zu sichern. Nebukadnezar ließ deshalb an der „Stadtgrenze" von Babylon[1], gen Osten, eine starke Mauer erbauen. Das kann nun kaum eine andere sein, als die Nord-Süd-Mauer, östlich vom „Roten Hügel". Da aber die Bevölkerung weiter anwuchs und sich auch jenseits dieser Mauer ansiedelte, wurde die Stadtgrenze noch einmal hinausgeschoben, und Nebukadnezar ließ eine neue Stadtmauer bauen „vom Ufer des Euphrat, oberhalb der Stadt, bis zum Ufer des Euphrat, unterhalb der Stadt". Dies ist dann natürlich die äußere Mauer, die man noch jetzt von ihrem Anfang an, im Norden Babils, bis in die Nähe des „Schwarzen Hügels" verfolgen kann. Die zu den Stadtmauern gehörigen Gräben, deren Böschungen ausgemauert waren, sind freilich längst vom Schutt und Wüstensand aufgefüllt; doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß sie bei künftigen Ausgrabungen wieder aufgefunden und nachgewiesen werden.

1) Dies halte ich für die wahrscheinlichste Deutung der Worte in kamat Babilam.

Fassen wir Imgur-Bel und Nimitti-Bel als eine einheitliche Befestigungsanlage, was sie in der Tat war, so war Babylon von drei Mauern geschützt, eine Tatsache, die von den griechisch schreibenden Historikern nur Berossos deutlich überliefert hat.

2. Die Stadttore. Durch die Stadtmauern führten große Tore (abullu), vielleicht auch kleinere Pforten (babu). 8 Stadttore zählte die topographische Tafel des Berliner Museums auf, und zwar jedes mit einem volleren und einem kürzeren Namen. Letzterer, der gebräuchlichere, enthält meist den Namen einer Gottheit. Leider ist die topographische Tafel verstümmelt und zum Teil unverständlich. Aus ihr und den übrigen Keilschriftquellen läßt sich indessen folgende Liste gewinnen:

1. Adad-napischtim-ummania-ußur („Adad, schütze das Leben meiner Leute!"), Tor des Adad (Wettergott).
2. Bel-mukin-scharrutischu (?, „Bel hat sein Königtum eingesetzt"), Tor des Bel (unter dem Namen Marduk Hauptgott von Babylon).
3. Tor Gisch oder Gischschu.
4. Ischtar-sakipat-tebischa („Ischtar wirft den dagegen anrückenden nieder"), Tor der Ischtar.
5. Libur-naduschu.
6. Tor des Ninib[1] (Kriegsgott).
7. Samas-arkate-ukina (?, „Samas hat die Zukunft festgesetzt"), Tor des Samas (Sonnengott).
8. Tor des Urasch (Hauptgott der Stadt Dilbat).
9. Tor des Zamama (ein mit Ninib verwandter Gott, wird zuweilen mit ihm identifiziert).

Nr. 5 dieser Liste ist höchst wahrscheinlich mit einer der Nrn. 3, 6, 8 oder 9 identisch, sodaß wir in Wirklichkeit genau die 8 Tore hätten, die in der topographischen Tafel aufgezählt waren. Aufgefunden ist erst ein Stadttor, das der Ischtar. Es stand ungefähr in der Mitte der Ostfront des Gasr-Hügels, da, wo Imgur-Bel und Nimitti-Bel zusammentreffen, gehörte also beiden Mauern gemeinschaftlich, und da es 2 Durchgänge hatte, wird es gelegentlich auch als „die Stadttore" von Imgur-Bel und Nimitti-Bel bezeichnet. Nebukadnezar, der die hier durchlaufende Prozessionsstraße (s. S. 26) mehrere Male höher legen ließ, mußte demgemäß auch das Ischtar-Tor umbauen und schuf daraus eine Festungsanlage,

1) Die Lesung dieses Namens steht noch nicht fest. Andere Lesungen, die für die Zeichengruppe vorgeschlagen wurden, sind: Adar, Nindar, Ninrag.

die nach menschlichem Ermessen für uneinnehmbar gelten durfte. Die Dachbalken und die Türflügel bestanden aus Zedernholz, letztere waren mit Bronze überzogen; aus Bronze waren auch die Türangeln, Zapfen und Schlösser. Von allem diesem ist nichts erhalten geblieben. Dagegen hat die Deutsche Expedition einen großen Teil der Reliefs, die einst die Wände des Tores schmückten, wiedergefunden. Es waren dies Darstellungen von Stieren und einer der babylonischen Kunst eigentümlichen Art Fabelwesen (Sirrusch)[1] in Reliefziegeln. Es lassen sich zwei Arten der Ausführung unterscheiden. Die ältere kennt nur Darstellungen in der natürlichen gelben Farbe der gebrannten Ziegel; von den in solcher Manier dargestellten Tieren sind mehrere Reihen übereinander gefunden worden. Der babylonische König hat diese Darstellungen bei der Auffüllung der Straße einfach verschütten lassen, ein Umstand, dem sie gerade ihre Erhaltung verdanken. Später wurde der Wandschmuck in buntemaillierten Ziegeln ausgeführt. Davon ist keine einzige Darstellung vollständig auf uns gekommen, wohl aber Tausende von Fragmenten, die jetzt in den Königlichen Museen zu Berlin ihrer Zusammensetzung entgegensehen. An den Schwellen der Tordurchgänge hatte Nebukadnezar außerdem noch eherne Figuren von Stieren und Marduk-Tieren aufgestellt. Gefunden wurde nichts davon, wohl aber ein großes Bruchstück eines behauenen Steines, dessen Inschrift besagt, daß er als Sockel einer solchen Figur gedient hat. Vertiefungen, in die wahrscheinlich die Füße der Tierfigur eingelassen waren, sind noch sichtbar.

Die Auffindung der übrigen Tore ist Sache der weiteren Ausgrabungen. Schon jetzt läßt sich aber mit großer Wahrscheinlichkeit behaupten, daß das Tor des Sonnengottes sich am Südende der Stadt befand, und zwar in unmittelbarer Nähe der Stelle, wo die äußere Stadtmauer den Euphrat erreichte. Das nächste Tor nach Osten wird das des Urasch gewesen sein. Die Tore Gisch und des Zamama waren einander benachbart. Sie sind, ebenso wie das Bels-Tor, wahrscheinlich im Osten der Stadt zu suchen. Über die Tore des Adad und des Ninib lassen sich nicht einmal Vermutungen wagen. Ebensowenig kann entschieden werden, ob die Pforte Nin (Bedeutung und Lesung unsicher) und die „Glanzpforte" (bab ellu)

1) Der babylonische Sirrusch hat einen schlanken, mit Schuppen bedeckten Leib, einen Schlangen-Hals und -Kopf mit langer gespaltener Zunge, an den Hinterfüßen Raubvogelkrallen und einen langen Schweif. Er galt als Tier Marduks, des Stadtgottes von Babylon.

zu Imgur-Bel und Nimitti-Bel oder zu den Palästen gehört hat.

3. Die Paläste. Man kann es als höchst wahrscheinlich annehmen, daß schon die älteren Könige innerhalb des von Imgur-Bel umschlossenen Raumes residiert haben. Bei der Eroberung der Stadt unter Sanherib und unter Asurbanipal waren die Paläste mit zerstört worden; Saosduchinos, der König von Babylon, hatte sich durch einen Sprung in die Flammen seines brennenden Palastes der Rache seines siegreichen Bruders entzogen. Erst Nabopolassar gelangte wieder dazu, sich einen Palast zu bauen; dieser lag vermutlich an derselben Stelle wie diejenigen seiner Vorgänger, nämlich im ältesten Stadtteil, genannt Irsit Babili (s. S. 30), und zwar erstreckte er sich vom Ufer des Euphrat bis zur Straße Aiburschabum (s. S. 26) im Osten, und von Imgur-Bel (Norden) bis zum Kanal Libilchegalla (Süden, s. S. 28). Da seine Mauern nur aus lufttrockenen Ziegeln bestanden und seine Fundamente nicht hochwasserfrei lagen, ist es nicht zu verwundern, daß er schon nach verhältnismäßig kurzer Zeit bei einer großen Überschwemmung des Euphrat zerstört wurde. Nebukadnezar baute ihn von neuem auf, aber aus Backsteinen und in so dauerhafter Weise, daß seine Fundamente zum großen Teil noch jetzt aufrecht stehen. Der Palast bestand aus 2 Abteilungen, einer kleineren westlichen und einer größeren östlichen; beide waren durch einen Korridor verbunden. Von der östlichen Abteilung hat die Deutsche Expedition mehr als die Hälfte freigelegt, sodaß der Grundriß sich deutlich erkennen läßt. Die Umfassungsmauern sind mehrere Meter stark, die Zwischenwände, welche die zahllosen Innenräume von einander trennen, sind natürlich schwächer, aber immer noch sehr solid. Der Fußboden, der mit Backsteinen oder Ziegelplatten gepflastert war und auch zum Teil noch erhalten ist, befindet sich ungefähr 10 Meter über dem Grundwasser. Das Füllmaterial unter dem Fußboden besteht meist aus reinem Flußsand. Von den Wänden über dem Fußboden steht nur noch wenig. Dagegen ist ein längeres Stück von der Nordwand des größten Saales in Falllage gefunden worden; die Wand war mit emaillierten Ziegeln, die verschiedene bunte Ornamente darstellten, verkleidet.

Dieser Doppel-Palast, dessen Areal ungefähr $4^1/_2$ Hektar umfaßte, genügte indessen dem König Nebukadnezar nicht, und er beschloß ihn zu erweitern. Da der Palast im Westen vom Euphrat und im Süden vom Kanal Libilchegalla begrenzt wurde, konnte die

Erweiterung nur nach Osten oder Norden ausgeführt werden. Im Osten lag aber die Prozessionsstraße (Aiburschabum), die der König aus religiösen Gründen nicht verlegen wollte. So blieb nur der Platz im Norden übrig, jenseits von Imgur-Bel, und auch hier hatten religiöse Bedenken zwei Schranken errichtet, die Nebukadnezar nicht anzutasten wagte: Der Marduk-Kanal (s. S. 28), der vom Euphrat aus in östlicher Richtung bis an die Prozessionsstraße führte, und die Schicksalskammer, die nach meiner Auffassung ebendort, wo Straße und Kanal zusammentrafen und endeten, gelegen haben muß (s. S. 24). Indessen blieb so noch immer ein Flächenraum von ungefähr 5 Hektar, also mehr als was der Südpalast bedeckte, übrig. Der König ließ dieses weite Gebiet mit Ziegelbruch und Erdpech hoch auffüllen, sodaß eine künstliche Plattform entstand, und oben darauf aus hellgelben Backsteinen ein Schloß erbauen, von dessen dicken Wänden noch heute einige Reste emporragen, da ihre Härte den Werkzeugen der Ziegelräuber Widerstand leistete. Nur infolge von Unterwühlung, vielleicht auch durch Erdbeben sind in diesen Mauerkolossen Risse entstanden und größere Massen abgestürzt, deren Ziegel durch einen im Laufe der Jahrtausende steinhart gewordenen Kalkmörtel fest zusammengehalten werden. Nebukadnezar behauptet, diesen Bau binnen 15 Tagen vollendet zu haben, eine Angabe, die sich merkwürdigerweise bei Berossos wiederfindet.

Aber noch war der König nicht zufrieden gestellt. Dort, „wo sich die Backsteinmauer dem Herankommen des Nordwindes nähert", baute er sich einen dritten Palast, ähnlich dem der inmitten der Stadt stand. Die Beschreibung ist noch vielfach unklar, wie schon diese, wörtlich aus dem Babylonischen übersetzte Stelle zeigt. Der Ruinenhügel Babil, am nördlichen Ende der Stadt, birgt die Grundmauern des Palastes, die etwa 30 Meter über die Ebene hervorragten. Oben in luftiger Höhe, auf der künstlichen Plattform, stand das Schloß, dem der König den Namen Nabu-kudurri-usur liblut lulabbir zanin Esagila („Es lebe Nebukadnezar, ein hohes Alter erreiche der Ausschmücker von Esagila!") beilegte. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß diese Anlage identisch war mit der, welche die Griechen als die „hängenden Gärten der Semiramis" beschrieben haben. Tatsächlich glaubt H. Rassam hier noch Reste von Brunnenschächten gefunden zu haben, durch welche das Wasser auf die Höhe der Terrasse gehoben worden wäre. An Größe wird der Nordpalast den beiden Palästen der inneren Stadt kaum nachgestanden haben, doch ist er viel mehr zerstört als diese, und die Zerstörung wird

noch jetzt unter den Augen der türkischen Regierung auf das rücksichtsloseste fortgesetzt. Die hier ausgegrabenen Ziegel dienen zur Ausbesserung des Hindije-Wehres bei Museijib, einer allerdings sehr notwendigen Arbeit. Ohne fortwährende Instandhaltung des Wehres würde der Hauptarm des Euphrat bis nach Semana hinab einfach versiechen, wie er tatsächlich im Sommer 1888 bereits einmal ausgetrocknet war. Das würde aber den Untergang der Anpflanzungen, welche das Ufer des Stromes begleiten, und damit auch der Dörfer und Städte, die auf sein Wasser angewiesen sind, bedeuten.

Außer den königlichen Schlössern gab es in Babylon auch kronprinzliche Palais. So wird im Jahre 553 v. Chr. ein „Haus des Königssohnes" erwähnt, und dieser kann füglich niemand anders gewesen sein als Bel-scharru-usur, Sohn des Königs Nabunaid, der Belsazar der Bibel. Im Jahre 497 sollte wieder ein „Haus des Königssohnes" (wohl Xerxes) in Babylon erbaut werden. Über die Lage dieser Häuser ist nichts näheres zu ermitteln.

4. Die Tempel. Wie jede größere Stadt Babyloniens und Assyriens besaß auch Babylon eine Reihe von Tempeln. Die topographische Tafel des Berliner Museums zählt „43 Heiligtümer (Machazi) von großen Göttern in Babylon". Mit Namen kennen wir 12 Tempel, von denen 3 durch die Deutsche Expedition wieder aufgefunden worden sind. Ein vierter, dessen Stelle ebenfalls entdeckt wurde, kann leider aus Mangel an inschriftlichem Material noch nicht identifiziert werden. Manche Gottheiten besaßen keine eigenen Tempel, wohl aber in Tempeln anderer Götter Räume, die ihnen geweiht waren. Außerdem sind noch zu unterscheiden: der „Stufenturm" (Ziggurratu), der in keiner größeren babylonisch-assyrischen Stadt fehlte und immer mit dem Haupttempel eng verbunden war, ferner das „Opferhaus" (Bit nike, auch Bit akiti „Neujahrsfest-Haus" genannt) und die „Schicksalskammer" (Parak schimate).

Der Haupttempel Babylons hieß Esagila („Haus der Erhebung des Hauptes") und war zunächst dem obersten Gott der Stadt, Marduk, geweiht, dessen Zimmer (Papachu) den Namen Ekua führte und im westlichen Teile des Tempels gelegen war. Neben Marduk thronte seine göttliche Gemahlin Zarpanitum oder Zirbanitum in der Tor-Kapelle Kachilisir. Im nördlichen Teil der Tempelanlage standen das Gemach des Nusku, des Gottes der Südsonne, und Ekarzaginna („Haus der Mauer aus Lasurstein"), das dem Vater Marduk's, Ea, dem „König des Ozeans" und Hauptgott von Eridu, geweiht war. Im Süden stand ein Tempel, der Anu, dem Himmels-

gott, und Bel, dem „Herrn der Länder", gemeinschaftlich gehörte. Beide Götter waren ursprünglich Fremdlinge in Babylon. Anu wurde hauptsächlich in Durilu oder Deri am Tigris (unweit des heutigen Bagdad) verehrt. Bel's Heimat war Nippur (Niffer); sein Name wurde vielfach auf Marduk übertragen, weshalb z. B. die klassischen Schriftsteller den Hauptgott von Babylon ausschließlich Βῆλος-Belus nennen. Im östlichen Teil von Esagila befand sich eine Gruppe von 16 Göttergemächern, darunter diejenigen Nabu's und seiner Gemahlin Taschmetu (Nana). Für gewöhnlich wohnten diese beiden Gottheiten in Ezida, dem „beständigen Haus", in der Nachbarstadt Barsip-Borsippa. Aber am Neujahrsfest begab sich Nabu, der „treue Sohn" Marduks, mit seiner Gemahlin nach Babylon, um gleich den übrigen Göttern der Stadt seinem göttlichen Vater und Herrn zu huldigen. Für die Dauer ihres Besuches wohnten sie im Esagila und zwar in einer Abteilung, die gleich ihrem Tempel in Barsip den Namen Ezida führte. Welchen Gottheiten die übrigen Gemächer im Osten Esagila's geweiht waren, ist nicht ausgemacht. In Betracht kommen vor allen noch die beiden „Töchter Esagila's" Mi-nit-sar und Ka-tu-na, die um die Zeit der Sommersonnenwende von Esagila, dem „Hause des Tages", hinabzogen nach Ezida, dem „Hause der Nacht", „um die Nächte zu verlängern"[1]. Esagila besaß 2 große Höfe, von denen der eine „Hof der Ischtar und des Zamama" hieß, und 6 Tore, die wahrscheinlich so verteilt waren, daß im Norden und Süden je 1, im Osten und Westen je 2 gelegen waren.

Der Tempel Esagila ist uralt. Die Schöpfungslegende von Eridu verlegt seine Gründung an den Anfang der Tage. Die älteste Erwähnung aus historischer Zeit datiert vom 8. Jahr Zabum's, des 3. Königs der ersten Dynastie von Babylon, des Urgroßvaters von Hammurabi. Nach der Zerstörung der Stadt durch Sanherib begann Assarhaddon auch Esagila wieder aufzubauen, und seine beiden Söhne Asurbanipal und Saosduchinos setzten das Werk ihres Vaters fort. Die Blütezeit Babylons unter den neubabylonischen Königen ist auch für Esagila die Zeit des höchsten Glanzes gewesen. Nabopolassar und seine Nachfolger wetteiferten miteinander in der Ausschmückung des Haupttempels in der Metropole. Der Titel „Ausschmücker von Esagila und Ezida" wird geradezu stehendes Epitheton dieser Könige. Noch Cyrus rühmt sich an beiden Tempeln gebaut

1) Umgekehrt kamen um die Zeit der Wintersonnenwende die beiden „Töchter Ezida's" herauf nach Esagila, „um die Tage zu verlängern".

zu haben, und Antiochus I. Soter (281—261) hatte wenigstens die Absicht, Esagila zu erneuern. Bis auf den heutigen Tag lebt unter der muslimischen Bevölkerung noch eine Erinnerung an die Heiligkeit der Stätte fort, wenn auch deren wahre Bedeutung aus dem Gedächtnis entschwunden ist. Längst ist die Tatsache beobachtet worden, daß die Stätten der muslimischen Heiligenverehrung vielfach Orte sind, die schon im heidnischen oder christlichen Altertum als heilig galten. „Von Geschlecht zu Geschlecht wechselt derselbe heilige Ort die Namen seiner Träger; nur die Namen verändern sich, die Heiligkeit und göttliche Weihe, die religiöse Bestimmung des Ortes erbt sich „durch die Ebbe und Flut der Volksüberlieferung" von grauem Altertume bis in die neueste Zeit hinein."[1] In Babylon haben wir dafür eine neue Bestätigung. Unter dem Schutthügel, der die Gebeine eines legendären Sohnes Ali's, namens Amran, und eines anderen Imam bedecken soll, fand die Deutsche Expedition im Herbste 1900 den Tempel Esagila. Allerdings ist erst ein verhältnismäßig winziges Stück davon ausgegraben, denn es galt zuvor eine 20 Meter dicke, völlig sterile Schuttschicht zu durchdringen, ehe man auf die $2^1/_2$ bis $3^1/_2$ Meter starken Lehmmauern von Esagila stieß. Die Ziegelplatten des Fußbodens, die mit Inschriften von Nebukadnezar, Asurbanipal und Asarhaddon gestempelt sind, ließen keinen Zweifel, daß hier das Hauptheiligtum des alten Babylon gelegen war. Von den Schätzen und Weihgeschenken, mit denen der Tempel einst angefüllt war, fand sich in den ausgegrabenen Zimmern nichts mehr vor. Nur ein hölzerner Thron hatte in dem weichen Asphalt Spuren hinterlassen, aus denen sich eine hinreichend deutliche Vorstellung seiner Gestalt gewinnen ließ. Es scheint, daß schon in alter Zeit Schatzgräber am Werke waren, um dem verfallenden Heiligtum seine Kostbarkeiten, soweit sie nicht schon vorher geborgen waren, zu entreißen. Wenigstens fand sich an der Nordfront, von wo der erste Ausgrabungsstollen der Deutschen Expedition ausging, ein ganzes Lager von kleinen steinernen Objekten, wie Keulenknäufe, Siegelstangen, Statuenaugen, Knöpfe von Gewändern, z. T. mit wertvollen Inschriften bedeckt, alles Gegenstände, die offenbar aus Esagila stammten. Über den einstigen Umfang der ganzen Anlage kann man einstweilen nur Vermutungen äußern. Wahrscheinlich bildete sie ein Rechteck, dessen Nord- und Südfront ungefähr 200 Meter lang war; Ost- und

1) Goldziher, Muhammedanische Studien 2, 344. Halle 1890.

Westfront übertrafen diese beiden an Länge wohl noch. Die Orientierung entsprach nicht genau den Himmelsgegenden; der Längsschnitt von Süden nach Norden weicht um ungefähr 16 Grad nach Westen ab.

Zu Esagila gehörte der Stufenturm Etemenanki („Haus des Grundsteins von Himmel und Erde"). Er stand einst unweit der Nordfront von Esagila, ist aber jetzt vom Erdboden verschwunden und nur sein Grundriß läßt sich noch an der Gestalt des von den Arabern Sahan genannten Loches erkennen. Mit dieser Stelle hat es eine eigentümliche Bewandtnis. Da die früheren Reisenden und Ausgräber sämtlich hier achtlos vorübergegangen sind, muß man annehmen, daß das Aussehen des Bodens sich in nichts von dem der Umgebung unterschied. Etwa im Jahre 1886 oder 1887 werden arabische Antiquitätensucher auf das unter dem Erdboden noch erhaltene Mauerwerk gestoßen sein. Die türkische Regierung bemächtigte sich der Sache und verdingte die Ausbeutung dieses „Steinbruchs" an einen Unternehmer, der seine Aufgabe denn auch so gründlich anfaßte, daß die Backsteine noch tief aus dem Grundwasser herausgeholt wurden. Nur der Kern aus lufttrockenen Ziegeln, für die man keine Verwendung hatte, blieb stehen und ist noch jetzt in der Mitte des Loches sichtbar. Gemäß den Angaben der Araber wurden innerhalb der Backsteinmauern, und zwar in der Mitte jeder Seite einer, 4 Tonzylinder mit Inschriften gefunden, von denen bis jetzt aber erst 2 in öffentlichen Museen aufgetaucht sind.

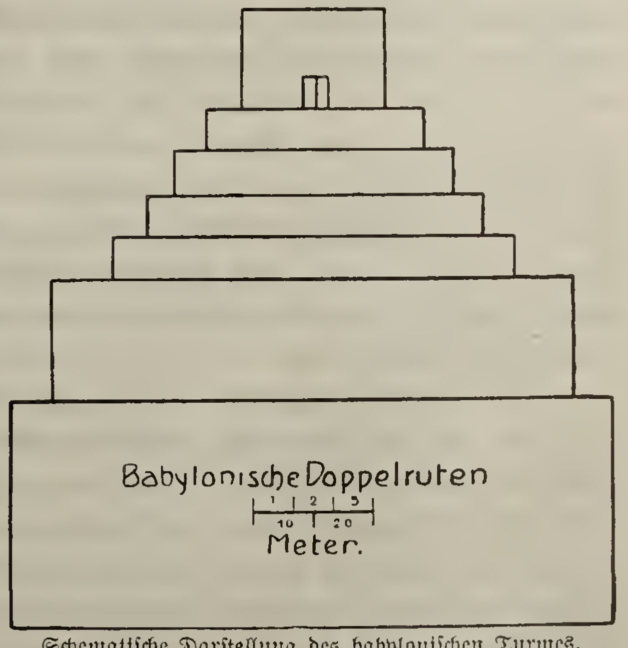
Von wem der Stufenturm in Babylon zuerst gebaut worden ist, wissen wir nicht. Sanherib fand ihn vor; denn er hat ihn seiner eigenen Angabe zufolge zerstört. Assarhaddon und Asurbanipal haben zum mindesten die Absicht gehabt, ihn wieder aufzubauen. Nabopolassar hat dann den Neubau wirklich begonnen, starb aber, als er ihn bis zur Höhe von 30 Ellen gefördert hatte, so daß die Vollendung seines Werkes seinem Sohne Nebukadnezar überlassen blieb. Zu Alexanders des Großen Zeit scheint der Bau wieder verfallen oder zerstört gewesen zu sein. Der König faßte den Plan, ihn wieder zu erneuern, wurde aber durch seinen vorzeitigen Tod daran verhindert. Die jahvistische Sage vom Turmbau zu Babel ist wahrscheinlich zu einer Zeit entstanden, als das angefangene Werk infolge irgendwelcher Schwierigkeiten ins Stocken geriet und einstweilen ruhte. Die Worte 1. Mos. 11, 4: „Auf, laßt uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche!" berühren sich aufs engste mit den Gründungsurkunden Nabo-

polassar's und Nebukadnezar's: „Etemenanki, ... dessen Spitze an den Himmel reichen sollte". Der jüdische Erzähler faßte diese Worte, die natürlich nur bildlich gemeint sind, wörtlich auf und erblickte darin einen Frevel gegen die Gottheit.

Etemenanki bestand aus 6 kolossalen massiven Stufen, deren quadratische Grundrisse nach oben zu abnahmen. Die unterste Stufe enthielt einen Kern aus lufttrockenen Ziegeln, der von einer mehrere Meter dicken Verschalung aus Backsteinen umgeben war. Ob lufttrockene Ziegel auch weiter oben noch in Anwendung kamen, läßt sich nicht entscheiden. Die Höhe der zwei untersten Stufen war verschieden, die der vier obersten gleich. Die Maße in babylonischen Doppelruten[1] waren folgende:

Stufe	Länge u. Breite	Höhe	Stufe	Länge u. Breite	Höhe
I	15	5½	IV	8½	1
II	13	3	V	7	1
III	10	1	VI	5½	1

Auf der VI. Stufe erhob sich das eigentliche Heiligtum des Gottes, ein Gebäude, dessen Länge, Breite und Höhe bezüglich 4, 3½ und 2½ Doppelruten maßen, sodaß die Gesamthöhe des Bauwerks, vom Fundament bis zum Dach gerechnet, genau 15 Doppelruten betrug, also seiner Länge und Breite gleichkam. Orientiert war der Stufenturm genau wie Esagila. Er hatte 4 Tore, von denen wir aber nur eines mit Namen kennen: Kanunkalamma („das hehre Tor des Alls"). Der Aufstieg zu dem Heiligtum geschah vielleicht mittels einer Rampe, die die einzelnen Stufen



Schematische Darstellung des babylonischen Turmes.

1) Die babylonische Doppelrute maß in alter Zeit 12, später (sicher unter Nebukadnezar) 14 Ellen. Da der Grundriß des Sahan annähernd ein Quadrat von 100 Metern Länge und Breite bildet, ergibt sich als Länge der babylonischen Doppelrute annähernd 6⅔ Meter, ein Betrag, der auch mit anderen metrologischen Ermittelungen übereinstimmt.

rings umgab, oder auf einer Treppe, deren Lage wir uns dann wohl im Süden, wo das Sahan eine rechteckige Ausbuchtung nach Esagila hin aufweist, zu denken haben würden.

Die babylonischen Stufentürme dienten wahrscheinlich nicht nur religiösen, sondern auch wissenschaftlichen und militärischen Zwecken. Wenigstens läßt sich für astronomische Beobachtungen kein geeigneterer Ort vorstellen als die Plattform einer Ziggurratu, die alle sonstigen Höhen der Stadt weit überragend, den ganzen Himmelsraum bis zum Horizont den Blicken des Beobachters freigab. Und näherte sich der Feind, so war der Wächter auf dem Stufenturm wieder der erste, der die Gefahr bemerken mußte.

In enger Beziehung zu der Verehrung Marduk's standen noch zwei Heiligtümer, nämlich die „Schicksalskammer" (Parak schimate) und das „Opferhaus" (Bit nike, auch Bit akiti „Festhaus" genannt). Am Zagmuk-Fest, das 8 Tage nach Neujahr begann, fanden feierliche Götterprozessionen statt. Am 8. Nisan zog der Götterherr Marduk aus Esagila aus und begab sich nach Du-azag[1], der Schicksalskammer, wo ihn die übrigen Götter Babylons erwarteten, um zugegen zu sein, wenn ihr Oberherr die Geschicke für das neue Jahr bestimmte. Wie diese Zeremonie vor sich ging, wissen wir nicht: nur so viel ist noch bekannt, daß am selben Tage ein großes Opfer stattfand, daß ferner Marduk an den beiden folgenden Tagen im Opferhaus weilte, daß er am 4. Festtage (den 11. Nisan) sich nochmals in der Schicksalskammer aufhielt und dann den Heimweg nach Esagila antrat. Bei der Heimkehr wurde ein Hymnus gesungen, von dessen Text die Deutsche Expedition ein fast vollständiges Exemplar gefunden hat.

Die Schicksalskammer, deren Innenwände vor Nebukadnezar nur mit Silber tapeziert gewesen waren, ließ dieser König in lauterem Gold erstrahlen. Ihre Lage ist durch die Ausgrabungen noch nicht festgestellt worden. Meiner Ansicht nach kann allerdings kaum ein anderer Ort in Betracht kommen als das Nordende der Prozessionsstraße, wo diese und der Marduk-Kanal zusammentreffen. Und trügt nicht alles, so sind durch die deutschen Ausgrabungen auch bereits die Vorräume von Duazag gefunden. Die Straße,

---

1) Der volle Name lautet Du-azag-ki-nam-tar-tar-e-ne scha Ub-schu-uggin-na „der glänzende Hügel, der Ort der Schicksalsbestimmung, welcher ist (bez. gehört zu) Ubschugginna". Letzteres ist das Versammlungshaus der Himmlischen, woselbst sie unter Marduk's Vorsitz Rat halten, zunächst also ein kosmischer Begriff.

welche an dieser Stelle mehr als 20 Meter breit ist, wird hier durch 2 parallele Mauern aus lufttrockenen Ziegeln unterbrochen, deren Toröffnungen fast 5 Meter breit sind und sich genau in der Mitte der Straße befinden. Von diesen beiden Mauern und der Backsteinmauer, welche die Nordgrenze der Straße bezeichnet, werden zwei Räume eingeschlossen, die ungefähr 50, bez. 100 Quadratmeter Grundfläche enthalten, und die entweder zur Schicksalskammer gehörten oder sie gar bildeten. Das letzte Wort über diesen Gegenstand wird sich freilich nicht eher aussprechen lassen, als bis wenigstens der nördliche Teil des Gasr-Hügels, der jetzt noch völlig unerforscht ist, in den Bereich der Ausgrabungen gezogen worden ist.

Das „Opferhaus" baute Nebukadnezar aus Asphalt und Backsteinen an den Kamate von Babylon. Hier hatte schon zur Zeit des Königs Gaddisch von Babylon, der wahrscheinlich mit dem ersten König der III. Dynastie (Gandisch) zu identifizieren ist, ein „Tempel Bels" gestanden. Da wir die Kamate von Babylon (s. oben S. 14) mit einiger Wahrscheinlichkeit in der Nähe der nord-südlichen Innenmauer suchen dürfen, so ist es wenigstens nicht unmöglich, daß das „Opferhaus" unter den Ruinen des „Roten Hügels" verborgen liegt. Auch hier ist natürlich das Ergebnis einer künftigen Ausgrabung abzuwarten.

Der Tempel E-mach[1], der der Göttin Belit (Nin-mach oder Nin-chur-sag-ga) geweiht war, wurde von der Deutschen Expedition im Jahre 1899 an der Ostfront des Gasr-Hügels, noch östlich vom Ischtar-Tor, gefunden und fast vollständig ausgegraben. Erbaut war er, wie die meisten übrigen Tempel der Stadt (Esagila nicht ausgeschlossen!) aus lufttrockenen Ziegeln. Die Wände tragen noch jetzt Spuren eines weißen Verputzes. Die Götterbilder und aller sonstige Schmuck war natürlich längst verschwunden. Dagegen wurde ein Tonzylinder Asurbanipal's zu Tage gefördert, der berichtet, daß dieser König den Tempel habe neu bauen lassen, desgleichen mehrere Ziegel Nebukadnezars, deren Inschrift mit einigen schon vorher bekannt gewesenen Zylinder-Inschriften dieses Königs wörtlich übereinstimmt.

Ein dritter Tempel wurde durch ein Mitglied der Deutschen Expedition, Herrn Andrä, an einigen geringfügigen Spuren erkannt. Bei der dann folgenden Ausgrabung fanden sich unter den Schwellen

---

1) Die Namen der babylonischen Tempel, zum Teil auch die der Gottheiten, sind sumerisch. Ihre Lesung steht vielfach noch nicht fest.

der Türen, die zu den Götterkammern führten, 3 Tonzylinder mit gleichlautenden Inschriften Napolassars, aus denen hervorging, daß der Tempel dem Ninib geweiht war und E-pa-tu-ti-la hieß. Nebukadnezar hat diesem Tempel zwar gleichfalls seine Fürsorge bewiesen, nennt ihn aber in seinen zahlreichen Inschriften nirgends. Gelegen ist E-pa-tu-ti-la im „Schwarzen Hügel", ostsüdöstlich von den Kuppelgräbern des Amran. Der 4., noch namenlose Tempel liegt zwischen Esagila und dem Ninib-Tempel.

Von folgenden Tempeln wissen wir fast nichts als die Namen. Über ihre Lage auch nur Vermutungen zu äußern, wäre verfrüht:

E-gisch-schir-gal („Alabasterhaus"), Tempel des Mondgottes Sin.

E-chur-sag-el-la („Haus des strahlenden Berges"), Tempel der Nin-kar-ra-ag-a (Erscheinungsform der Gula oder Ba'u).

E-ki-ku-garza, Tempel der Nin-e-an-na („Herrin des Himmelshauses") an der „Seite der Mauer von Babylon" (tubga dur Babili), wohl identisch mit E-ki-ku-ka-ni, gleichfalls Tempel der Nin-e-an-na, gelegen „am Neustädter Kanal in Babylon".

E-nam-che, Tempel des Wettergottes Adad, im Stadtteil Kumari; er wird schon zum 28. Jahr Hammurabi's erwähnt.

E-sa-bad, Tempel der Gula (oder Ka-tar-an-ki?).

E-schaga-tur-ra, Tempel der Göttin Ischchara, und da diese mit Ischtar identifiziert wird, ist wohl auch der Tempel identisch mit E-tur-kalam-ma, dem Heiligtum der babylonischen Ischtar. Letzteres wird schon zum 34. Jahre Hammurabi's erwähnt. Asurbanipal baute es neu auf. Nebukadnezar nennt es nicht.

E-(gisch)-scha-pa-kalam-ma-sum-ma (oder -mu), Tempel eines in Babylon einheimischen Nabu mit einem noch unerklärten Beinamen.

E-sa-tar-kalam-ma („Haus des Richters des Alls"), Tempel des Sonnengottes Samas, wird schon in einem Brief des Abeschu, des Enkels Hammurabi's erwähnt.

Alle diese Tempel, mit einer oben namhaft gemachten Ausnahme, rühmt sich Nebukadnezar gebaut oder erneuert zu haben.

5. Die Straßen. Unsere Kenntnis des Straßennetzes von Babylon steckt noch in den Anfängen. Als Pulsader der Stadt kann man die schon wiederholt genannte Prozessionsstraße Marduk's bezeichnen, von der die Deutsche Expedition weite Strecken aufgedeckt hat. Sie führte in der Richtung der Nordfront von Esagila, zwischen diesem und Etemenanki, nach Osten, wahrscheinlich bis an das Westufer des Kanales Arachtu, bog dann im rechten Winkel

um und lief nach Norden. Von der Mitte der Ostfront des Stufenturmes ging gleichfalls eine Straße aus, die mit dem ersten Stück parallel lief und in die Prozessionsstraße, nachdem diese die nördliche Richtung angenommen hatte, mündete. Ehe die Prozessionsstraße den Gasr-Hügel erreichte, traf sie an den Kanal Libilchegalla, den sie mittels einer Brücke überschritt. Dann lief sie an der Ostfront der Gasr-Paläste entlang, unter dem Ischtar-Tor durch und endete im Norden an der Stelle, wo ich die „Schicksalskammer" vermute. Die Breite dieser Straße, von der wenigstens ein großer Teil Aiburschabum hieß, schwankte zwischen 10 und 20 Metern. Sie war sorgfältig gebaut und gepflastert. Auf einer Unterlage von Backsteinen lagen regelmäßig behauene und wohlzusammengefügte Platten aus natürlichem Stein, und zwar von zweierlei Art: Kalkstein und Turminabanda (so der babylonische Name; es ist ein Stein von braunroter Farbe mit weißen Adern). Diese Steine, die in Babylonien nicht heimisch sind, hat, zum Teil wenigstens, noch Sanherib geliefert. Später hat Nabopolassar ein großes Stück der Straße pflastern lassen und Nebukadnezar sein Werk vollendet. Der auf dem Gasr befindliche Teil der Straße wurde mehrere Male höher gelegt. Die Seitenwände erhielten einen prächtigen Schmuck durch bunte emaillierte Ziegel mit Darstellungen von Löwen, teils flach, teils in Relief gearbeitet und Inschriften, deren weiße Zeichen sich von dem blauen Grunde zierlich abhoben.

Einen Teil von Aiburschabum, und zwar den zwischen dem Ischtar-Tor und der „Glanzpforte" gelegenen, scheint Nebukadnezar später umgenannt zu haben: Ischtar-lamassi-ummaneschu („Ischtar ist der Schutzgeist ihrer Mannen"). Die Prozessions-Straße Nabu's, welche Nebukadnezar gleichfalls befestigen ließ, nennt der König Nabu-daian-nischeschu („Nabu ist der Richter seiner Völker"); sie erstreckte sich von Ikkipschu nakar (Straßenname?) bis an die Stelle, wo Nabu in Esagila einzog. Andere derartige Straßen waren: Marduk-re'u-matischu („Marduk ist der Hirt seines Landes"), Sin-mukin-agu-scharrutischu („Sin macht die Krone seines Königtums beständig"), Zamama-muchallik-garischu („Zamama vernichtet seine Feinde"). Die Straße von Imgur-Bel ist wohl auf dem Gasr zu suchen.

Zu Babylon gehörten 2 Königsstraßen. Die eine führte am Ufer des Banitum-Kanals entlang in westöstlicher Richtung und verließ die Stadt bei oder nicht weit von dem Zamama-Tor, in dessen Nähe auch die Straße nach Kisch zu suchen sein wird. Die

andere Königsstraße verlief ungefähr nordsüdlich, unterhalb der Stadt, auf der anderen Seite des Euphrat. Hier, den Stadttoren des Urasch und des Sonnengottes gegenüber, lag der Ort Litamu. Wahrscheinlich führte diese Königsstraße weiterhin nach Barsip. Die babylonischen Urkunden nennen noch manche anderen Straßen, zu deren Lokalisierung es aber durchaus an Material fehlt, z. B. die „Breite Straße", die „Breite Ninib-Straße", die „Breite Straße gegenüber vom Südtor des Tempels Eturkalamma", die „Breite Straße, auf der Nergal (Gott der Unterwelt) . . . einherzieht", auch verschiedene „Sackgassen" (suku la asu).

6. Die Kanäle und Gräben. Die Stadt Babylon war auch von einem dichten Netz von Kanälen und Gräben durchzogen. Die größte künstliche Wasserader, die einen beträchtlichen Teil der Stadt in der Richtung von Norden nach Süden durchschnitt, war jedenfalls der Arachtu. Er zweigte irgendwo nördlich von den inneren Palästen aus dem Euphrat ab, floß an der Ostseite des Gasr vorüber, dann wohl zwischen Esagila und dem Ninib-Tempel hindurch und vereinigte sein Wasser unterhalb des Urasch-Tores wieder mit dem Euphrat. Erwähnt wird er wahrscheinlich schon in einem fragmentarischen Text aus der Zeit der ersten Dynastie. Sanherib ließ bei der Zerstörung der Stadt die Trümmer der Mauern und Tempel in den Arachtu werfen, so daß das Wasser über die Ufer trat und das Vernichtungswerk vollendete. Nabopolassar und Nebukadnezar stellten ihn wieder her und befestigten seine Ufer mittels Mauern aus Backsteinen. Der Arachtu war schiffbar. Am Zagmukfest fuhr Marduk in seiner heiligen Barke Kua auf dem Arachtu nach dem „Opferhaus".

Ein zweiter großer Kanal hieß Libilchegalla („Er bringe Überfluß"). Dieser zweigte unterhalb des Südpalastes aus dem Euphrat ab, floß fast genau östlich und vereinigte sich nahe bei der Südostecke des Gasr-Hügels mit dem Arachtu. Ob er sich auch noch jenseits des Kanales fortgesetzt hat, wissen wir nicht. Die Betten dieser beiden Kanäle sind noch nicht oder doch nicht genau untersucht. Dagegen hat die Deutsche Expedition im Norden des Gasr-Hügels einen breiten, vollständig ausgemauerten Kanal entdeckt und zum Teil freigelegt, der gleichfalls vom Euphrat aus nach Osten führt und an der Prozessionsstraße endet. Dieser war anscheinend dazu bestimmt, die Palaststadt und die „Schicksalskammer" mit Wasser zu versorgen. Wahrscheinlich hieß er „Marduk's Kanal" (s. oben S. 18).

Westöstlich waren jedenfalls auch die Betten folgender Wasserstraßen gerichtet: „Kanal des Acheschullim" und der „Neue Kanal", auch ein „Oberer Neuer Kanal" wird genannt, alle drei in der Nähe des Tores Bel's; ferner der „Kanal der Göttin Banitum" in der Nähe des Zamama-Tores und der Straße nach Kisch, endlich der „Kuta-Kanal" und der „Alte Kuta-Kanal". Von dem „Neustädter Kanal" wissen wir weiter nichts, als daß der Tempel E-ki-ku-ka-ni (s. oben S. 26) an seinem Ufer gelegen war. Von dem Kanal Surra, dem Nebukadnezar-Kanal, dem Ischtar-Kanal, dem „Graben-Kanal", dem Kanal Gubbatum und dem „Kanal des göttlichen Richters" kennen wir gerade noch die Namen. Zu erwähnen wären schließlich noch die Gräben, die zu den Stadtmauern gehörten und die sämtlich von Nebukadnezar mit Backsteinmauern versteift worden waren, außerdem der Bel-Graben und die Gräben des Chazuzu und des Zabunu.

Lagen schon einige der genannten Kanäle wenigstens zum Teil außerhalb der Stadt — der Name Kuta-Kanal z. B. hat doch nur dann einen rechten Sinn, wenn die damit bezeichnete Wasserstraße wirklich nach Kuta führte — so ist es von folgenden 3 Kanälen direkt bezeugt, daß sie zum „Verwaltungsbezirk von Babylon" gehörten, also außerhalb der eigentlichen Stadt zu suchen sind: der Kanal von Kisch, wahrscheinlich im Osten oder Nordosten, ferner der Barsip-Kanal und der Pikudu-Kanal. Schon vor Sargon von Assyrien gab es eine Wasserstraße von Babylon nach Barsip, aber sie befand sich im Zustand des Verfalls. Der genannte König, der von 709—705 auch Babylonien beherrschte, ließ deshalb einen neuen Kanal graben. Derselbe diente auch religiösen Zwecken; auf ihm fuhren am Zagmuk-Fest Nabu und seine Gemahlin in ihrer heiligen Barke (Elippu nar chiti) gen Babylon, wo die Reise zu Lande, auf der Straße Nabu-daian-nischeschu (s. S. 27) fortgesetzt wurde, bis die Gottheiten das Ziel ihres Besuches, den Tempel Esagila, erreichten. Die Einfahrt zum Barsip-Kanal lag gegenüber vom Tor des Samas; seine Richtung muß im allgemeinen südlich oder südwestlich gewesen sein. Eine ähnliche Richtung hatte auch der Pikudu-Kanal, der weiter östlich, gegenüber vom Urasch-Tor, aus dem Hauptstrome abzweigte. An seinem Ost-Ufer entlang lief die „Königstraße" (s. S. 28). Seinen Namen hatte er von einer Stadt Pikudu, die noch südlich von dem Orte Litamu, unterhalb Babylons, zu suchen sein wird. Am Barsip-Kanal lag außer der Stadt Barsip selbst die Stadt Schachrinu — wenn diese nicht etwa mit Barsip identisch ist.

7. Die Stadtteile. Über die Lage der einzelnen Stadtteile sind wir sehr mangelhaft unterrichtet. Etwas genauer bekannt ist nur der Irsit Babili („Babel-Erde") genannte Stadtteil, offenbar die Altstadt, die von Nebukadnezar zum großen Teil für seine ersten beiden Paläste in Anspruch genommen wurde. Den Gegensatz dazu bildete die „Neustadt", die wahrscheinlich wieder in mehrere Quartiere eingeteilt war. Wir erfahren die Namen Irsit Challab[1], Irsit Te, und Irsit Schuschan (?, Name nicht sicher). Challab (oder Kullab?) war eine alte Stadt, die schon zu Hammurabi's Zeit stand, dann aber auch noch zu Sargon's von Assyrien Zeit als selbständiges Gemeinwesen existierte. Vielleicht ist sie identisch mit einer Stadt Challab oder Chalab, die in Urkunden aus der Zeit Nabuna'id's bis Darius erscheint und in der Nähe von Sippar gelegen haben muß. Was Te anlangt, so kennen wir aus der ältesten Zeit einen Urlumma, König von Te, Sohn des Enagalli, Königs von Te, der dem Gotte Enkigal einen Tempel gebaut hat. Schuschan endlich ist die bekannte Hauptstadt von Elam, das Susa der klassischen Schriftsteller. Nicht ausgeschlossen wäre übrigens, daß es eine gleichnamige Stadt in Babylonien gegeben hätte. Nach den erstgenannten zwei Städten und vielleicht auch nach der dritten waren Stadtteile in Babylon benannt, über deren Lage sich jedoch einstweilen nichts genaueres ermitteln läßt. Von dem Stadtteil Kumari endlich wissen wir nichts weiter, als daß der Adad-Tempel Enamche (s. S. 26) dort stand.

Schluß.

Wir haben unsere Wanderung durch das alte Babylon vollendet. Vieles, ja fast alles haben wir ganz anders gesehen als wir nach Oppert's Rekonstruktion vermuten konnten. Seine Riesenstadt schrumpfte bei näherer Betrachtung auf ein Fünfzigstel ihres Flächenraumes zusammen; von seinen topographischen Ansetzungen haben wir nur seine Deutung des Gasr als Palast und die von ihm angegebene Lage des Barsip-Kanales bestätigen können: alles andere in seinem Stadtbild erwies sich als eitel Phantasie. Oppert ist, um es kurz zu sagen, durch die verworrenen Angaben der klassischen Schriftsteller gründlich irre geführt worden.

Die deutschen Ausgrabungen auf dem Boden Babylons haben bisher nicht den Erfolg gehabt, den man sich in weiten Kreisen von einem mit so reichen Mitteln ins Werk gesetzten Unternehmen

1) Vielleicht Kullab, aber sicher nicht Zirlab oder Zarilab zu lesen.

versprochen hatte. Namentlich ist die Ausbeute an wertvollen Inschriften im Vergleich zu den Ergebnissen anderer Expeditionen (z. B. der französischen in Telloh und in Susa und der nordamerikanischen in Nippur) auffällig gering. Verhältnismäßig am meisten ist noch für die babylonische Kunst, namentlich die Architektur, und die Topographie herausgekommen. Es ist nicht zu leugnen, daß durch die Deutsche Expedition eine Anzahl topographischer Einzelheiten: die beiden ersten Paläste Nebukadnezar's, die Straße Aiburschabum, das Ischtar-Tor, Esagila und zwei andere Tempel für alle Zeiten festgestellt sind. Die Betrachtung der Ruinen, in Verbindung mit diesen Tatsachen und den Angaben der Inschriften, liefert dann eine Reihe weiterer Positionen: die Stadtmauern, den Nordpalast Nebukadnezar's, die Kanäle Libilchegalla und Arachtu, sowie den Marduk-, Barsip- und Pikudu-Kanal, die Stadttore des Urasch und des Samas, die Königstraße, den Tempelturm Etemenanki und die Schicksalskammer. Freilich darf nicht vergessen werden, daß diese Positionen mit Ausnahme der äußeren Stadtmauern, des Nordpalastes (Babil), des Marduk-Kanales und des Turmes nur als angenähert gelten können. Auch der fernere Verlauf von Imgur-Bel und Nimitti-Bel bedarf noch weiterer Erforschung durch Ausgrabungen. Sicher ist nur soviel, daß diesen beiden Mauern das Ischtar-Tor gemeinschaftlich gehörte, und daß der Südpalast Nebukadnezar's im Norden an Imgur-Bel angrenzte.

Soll die topographische Erforschung Babylons Ergebnisse haben, wie sie im Interesse der Aufhellung des alten Orients liegen, so ist es notwendig, systematisch nach Bauurkunden zu suchen. Die Leitung der Deutschen Expedition hat sich bisher fast ausschließlich mit dem Abraum an Inschriftfragmenten, den die Ziegelräuber früherer Zeiten weggeworfen hatten, begnügt, an den Resten der Backsteinmauern aber, die bei ihren Ausgrabungen freigelegt wurden, Halt gemacht. Es ist nicht erforderlich, diese Mauern vollständig zu zerstören, wohl aber, sie eingehend zu untersuchen, da aller Wahrscheinlichkeit nach Dutzende wohlerhaltener Tonzylinder in ihrem Inneren verborgen sind. Die assyriologische Wissenschaft, ohne deren Hilfe an die topographische Erforschung Babylons überhaupt nicht ernstlich gedacht werden könnte, hat in erster Linie ein Interesse daran, daß ihr die Urkunden, deren sie zur Lösung ihrer Aufgaben bedarf, nicht länger als nötig entzogen bleiben.

Inhalt.

